

**Idole: Alice Schwarzer, Louise Glück, Giorgia Meloni, Holly Golightly**

Nummer 42 – 15. Oktober 2020 – 88. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Bibel, Tod und Plünderung**

Die Kirchen predigen die Konzernverantwortung. Dabei unterstützten ihre Missionare die Ausbeutung Afrikas und Amerikas. *Urs Paul Engeler*

## **Das Geheimnis des Fortschritts**

Wie Gesellschaften erfolgreich bleiben. *Johan Norberg*

 AMEOS

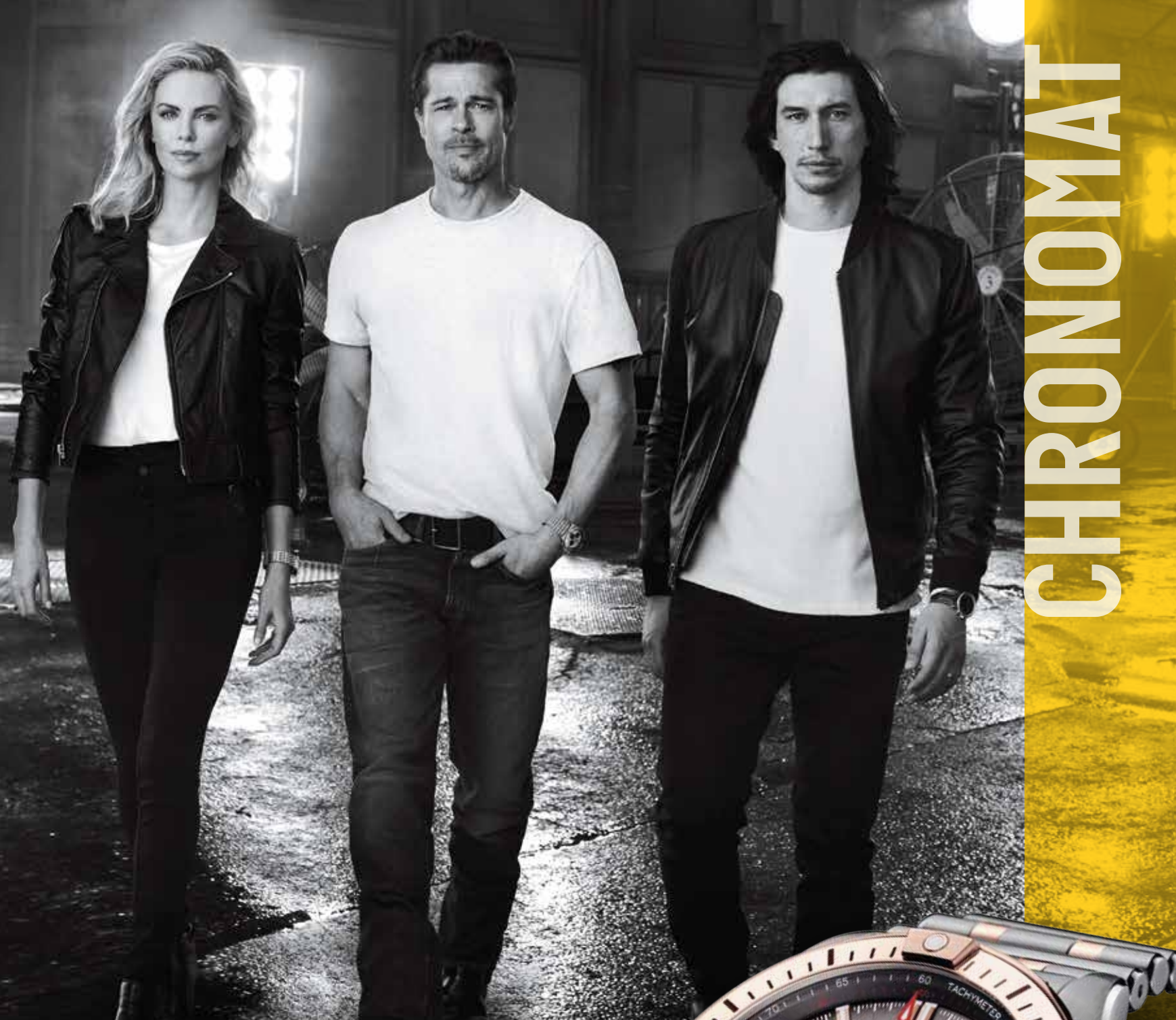
**SCHLAFLOS?  
ÜBERMÜDET?  
GEREIZT?**

**ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.**

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen | T +41 41 825 48 48 | ameos.ch





CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



## Die Schweiz ist interessant

**W**ährend sich das Coronavirus ausbreitet, die meisten Regierungen überfordert wirken und die Spannungen international so gross scheinen wie selten, mehren sich in der Schweiz die Zweifel an einem institutionellen Rahmenabkommen mit der Europäischen Union (InstA). Das ist ein interessanter Vorgang. Es heisst, in Krisenzeiten würden die Kleinen Schutz und Anlehnung suchen bei den Grossen. Für die Schweiz scheint beim Rahmenvertrag das Gegenteil zu passieren: Man besinnt sich auf die eigene Stärke der Unabhängigkeit.

Diese Stimmungswende ist bemerkenswert. Noch vor fünf Jahren hielten führende Medien und die meisten Parteien das Rahmenabkommen für eine Fata Morgana der SVP. Den beiden Politveteranen Christoph Blocher und Ulrich Schlüer aber gelang es durch weit-sichtige Aufklärung, über ihre Partei hinaus immer mehr Leute für die Gefahren dieses Abkommens zu sensibilisieren. Mittlerweile scheint sich von rechts bis links ein Konsens zu bilden, dass die Schweiz diesen Vertrag nicht unterzeichnen darf.

### Alle gegen das Rahmenabkommen

Widerstand kommt aus der Politik, aber auch aus der Wirtschaft. Die Gewerkschaften sind dagegen, weil sie gespürt haben, dass die Schweiz unter dem EU-Rahmen ihre Sozialpolitik nicht mehr selber bestimmen darf. Der frühere SP-Preisüberwacher Rudolf Strahm kritisiert immer eloquenter, wie sich die Schweiz mit dem InstA dem Europäischen Gerichtshof unterstellen würde. Gemäss Vertragstext wären die Urteile der fremden EU-Richter für die Schweiz «verbindlich». Was Strahm für einen Irrweg hält.

Viel zu reden gegeben hat die für seine Verhältnisse vernichtende Kritik des früheren FDP-Bundesrats Johann Schneider-Ammann am Rahmenabkommen in der NZZ. Eigentlich waren die Freisinnigen (und die NZZ) bisher die grössten Verteidiger der institutionellen Anbindung. Auch diese Front bröckelt. Unterstützung bekommt Schneider-Ammann von

einflussreichen Wirtschaftskreisen, darunter die Westschweizer Uhrenindustrie oder, aus der Finanzwelt, die supererfolgreichen «Partners Group»-Unternehmer um Alfred Gantner in Zug.

Der Bundesrat droht von den Ereignissen überrollt zu werden. Dossierverantwortlicher ist Aussenminister Ignazio Cassis. Der Taktiker aus dem Tessin offenbart gegenüber dem InstA eine Haltung des skeptischen Wohlwollens. Begeisterung bringt auch er keine auf. Bis vor kurzem lautete eines seiner wichtigsten Argumente, die institutionelle EU-Anbindung würde besonders in einer von geopolitischen Konflikten durchgeschüttelten Welt der Schweiz mehr Schutz und mehr Sicherheit verschaffen.

### Momente der Wahrheit

Die jüngsten Entwicklungen allerdings belegen das Gegenteil: Gerade in Krisenzeiten lässt die Neigung, bei einem Grossen unterzu-

kriechen, in der Schweiz merklich nach. Und heftig ist die Krise ohne Frage: In den USA tobt ein brutaler Wahlkampf. Die Stimmung gegenüber China kühlt sich ab. An den Rändern Europas brodelt der Volkszorn. Das Coronavirus droht die Welt in einen wirtschaftlichen Abgrund ungeahnter Art zu stürzen. Ausgerechnet jetzt aber treten in der Schweiz die Verteidiger der Unabhängigkeit hervor.

Krisenzeiten sind Momente der Wahrheit. Sie machen deutlich, wer man ist. Die Verlierer sprachen von «Dekadenz», nachdem eine Mehrheit kürzlich die SVP-Begrenzungsinitiative abgelehnt hatte. Vielleicht war die frustrationsgetriebene Deutung verfrüht. Der wachsende Widerstand gegen das Rahmenabkommen zeigt, dass starke freiheitliche Reflexe der Eigenständigkeit intakt und gesund geblieben sind. Traut man den jüngsten Signalen, muss man sich um die Schweiz diesbezüglich keine allzu grossen Sorgen machen.

### Weltoffen, aber selbstbestimmt

Was sich abzeichnet, ist ein vernünftiger, bewährter Mittelweg. Die Schweiz schottet sich nicht von der EU ab. Die Volksabstimmung über die Personenfreizügigkeit endete mit einem Bekenntnis für einvernehmliche Zusammenarbeit. Gleichzeitig manifestiert sich verschärft das Unbehagen an einer stärkeren institutionellen Einbindung, die von vielen als Vereinnahmung empfunden wird. Vielleicht wirkt das Nein zur Begrenzungsinitiative in dieser Hinsicht befreiend. Man kann nun unbeschwerter gegen das Rahmenabkommen sein.

Faszinierend ist, wie die Schweiz bezeichnenderweise immer dann, wenn die Aussichten am düstersten scheinen, das Bewusstsein ihrer Unabhängigkeit entdeckt. Die direkte Demokratie, die im Ausland oft als «populistisch» abgetan wird, produziert dabei nuancierte, differenzierte Entscheide. Politiker neigen zur Radikalität, Volksentscheide mässigen. Und in der Schweiz scheint man sich gerade dann, wenn vieles «zunderobsi» geht, fast wunderbar auf den Wert eines weltoffenen, aber selbstbestimmten Wegs zu einigen. R. K.

Nase voll?  
Ein Fall für  
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





## Dennis Ross, Louise Glück, Langdon Hammer, Botschafter Wang Shihting, Sonderbeilage «Auto»

Die Literatur-Nobelpreisträgerin Louise Glück kennen im deutschen Sprachraum selbst Anglistikprofessoren meist nur dem Namen nach. Und ihre beiden Gedichtbände, die auf Deutsch übersetzt wurden, sind vergriffen. In den USA dagegen zählt Glück zu den etablierten Autorinnen. «I'm happy to do this», antwortete Langdon Hammer, Professor für Englisch an der Yale University, auf die Einladung, für die *Weltwoche* eine kurze Würdigung zu schreiben. Gerade in Zeiten des liederlichen Umgangs mit Sprache sollte diese Dichterin gehört werden, meint er, denn ihr Werk sei ein Vorbild für sprachliche Präzision und Schönheit. **Seite 47**

Der Nahe Osten ist seine Passion. Unermüdet war Dennis Ross während Jahren in der Krisenregion unterwegs, diente unter mehreren US-Präsidenten, legte Tausende von Kilometern zurück, verhandelte viele hundert Stunden mit Politikern wie Jassir Arafat, König Abdullah, Schimon Peres oder Benjamin Netanjahu, stets auf der Suche nach dem ultimativen Deal, der zum Frieden führen würde. Doch letztlich ist ihm der grosse Wurf nicht gelungen, auch wenn er die Grundlage für Gespräche unter Feinden geschaffen hat. Über seine Erfolge und Fehler sprach der 71-jährige Botschafter, der jetzt in der Washingtoner Denkfabrik Washington Institute for Near East Policy engagiert ist, mit Pierre Heumann. **Seite 32**

Während das Bundesamt für Gesundheit (BAG) auf die «Corona-Fallzahlen» fixiert ist, regt sich in der internationalen Forscher-Community

Widerstand. So forderten Anfang Oktober vierzig Topwissenschaftler mit der «Great Barrington Declaration», die auch von WHO-Vertretern unterstützt wird, einen radikalen Kurswechsel: Weg von der Containment- und Lockdown-Politik; fokussieren wir uns auf den Schutz der Gefährdeten. Auch der PCR-Test gerät zunehmend in die Kritik: Er weist nur einen Kontakt mit dem Virus nach, jedoch keine Infektion, ist also für diagnostische Zwecke ungeeignet. Wie Recherchen

der *Weltwoche* zeigen, erhebt das BAG keine Daten über den Verlauf nach einem Positivtest. Dabei gibt es eine Vielzahl von Tests verschiedener Anbieter, doch in Bern weiss man nicht einmal, welche in den Labors zum Einsatz kommen – einheitliche Standards fehlen. **Seite 20**

Aus Anlass des 70-jährigen Bestehens der diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und China hat die *Weltwoche* der chinesischen Botschaft in Bern zwölf Kolumnen gewährt, um aus ihrer Sicht die Weltlage zu beleuchten. Elf Folgen sind erschienen, der zwölfte Teil fiel zwischenzeitlich der Corona-Pandemie zum Opfer. Nun aber erscheint die letzte Kolumne. Autor ist der neue Botschafter der Volksrepublik, Wang Shihting. Wir wünschen dem Diplomaten alles Gute und danken der chinesischen Vertretung für ihre grossartigen Beiträge, die schweizweit zu reden gaben. **Seite 38**

Die Schweizer Automobilimporteure haben wie viele Unternehmen ein schwieriges Jahr hinter sich. Neben Corona machen den Autofirmen auch politische Drangsalierungen zu schaffen. Die *Weltwoche* hatte immer ein Herz für den Individualverkehr, auch deshalb widmen wird der Branche dieses Sonderheft. Herausgeber David Schnapp hat die führenden Persönlichkeiten getroffen: Emil-Frey-Chef Gerhard Schürmann, Amag-CEO Morten Hannesbo oder Ford-Manager Donato Bochichio sprechen über Ideen, Strategien, Politik und natürlich über die Faszination des Autos.

*Ihre Weltwoche*

### DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes  
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich  
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# Aus Liebe zum Dorf, wo man die dicksten Fische freilässt.

Der seltene Palée-Kaviar, der so vorsichtig gewonnen wird, dass die Fische danach munter weiterschwimmen, gehört zu Onnens VD wie der Volg. Und wie in Onnens sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: [volg.ch](http://volg.ch)

**Volg**  
*frisch und fründlich*





Verantwortung der Kirchen: Seite 14



Offenheit bringt Fortschritt: Seite 28



Aufstieg: Giorgia Meloni. Seite 24

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Schlechte Referenz
- 9 Im Auge Jayna McCarron
- 10 Tagebuch Matthias Hüppi
- 11 Bern Bundeshaus Schweizer des Jahres
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Bibel, Tod und Plünderung  
Die Doppelmoral der Kirchenleute
- 18 Personenkontrolle
- 19 Peter Bodenmann  
Tötet das Virus die Rechten?
- 20 Testen, bis man krank ist Angstpolitik  
mit zweifelhaften Fallzahlen
- 22 Amerika vor dem Wahlchaos  
Heikle Umstellung auf Briefwahl
- 23 Katharina Fontana  
Vom Pflegen alter Feindbilder
- 24 Giorgia Meloni  
Das Erfolgsgeheimnis der Rebellin
- 25 Mörgeli  
Luxemburgerli statt Luxemburg
- 26 Widersprüche, wohin man blickt  
Das Rahmenabkommen mit der EU
- 27 Körzis Hollywood
- 28 Das Geheimnis des Fortschritts  
Essay von Johan Norberg
- 30 Kap der letzten Hoffnung  
Unmut in Südafrika

- 31 Die Schweiz wächst zusammen  
Romands entdecken das Appenzell
- 32 «Trump will einen Deal mit Teheran»  
Nahostberater Dennis Ross
- 33 Inside Washington Poker um Richter
- 34 Audrey Hepburn Die unsterbliche  
Leichtigkeit der Holly Golightly
- 35 Kurt W. Zimmermann  
Sparen, bis das Sparschwein lacht
- 36 Wer die Nachtigall stört  
Die Vernichtung der Biodiversität
- 38 Die chinesische Sicht
- 39 Henryk M. Broder Was suchen  
die Armenier in Bergkarabach?
- 40 Leserbriefe
- 41 Nachrufe Ruth Klüger,  
Herbert Feuerstein
- 42 Beat Gygi  
Was ist gutes Geld?

## LITERATUR UND KUNST

- 43 Ikone der Woche  
Egon Schiele
- 44 Frauen und Champagner  
Alice Schwarzers Lebenswerk
- 46 Bücher der Woche Michel Layaz,  
Louise Glück, Andrew McAfee,  
Joachim B. Schmidt
- 49 Die Bibel
- 50 Klassik  
Dieter Ammann, Komponist

- 52 Serie «Teheran»
- 53 Games Airconsole
- 54 Ausstellung  
«Milch – Mütterliches Elixier»
- 55 Tatort «Züri brännt»
- 55 Jazz Tomas Sauter

## LEBEN HEUTE

- 56 Wunderbare Welt
- 56 Unten durch
- 57 Fast verliebt
- 58 Sehnsuchtsorte
- 59 Lebensläufe
- 59 Thiel
- 60 Essen
- 60 Wein
- 61 Auto
- 61 Objekt der Woche
- 62 Zeitzeichen
- 62 Fragen Sie Dr. M
- 63 Mittagessen mit ...  
Sonja Dinner
- 64 Mister Intercontinental  
Max Loong hegt einen neuen Traum
- 66 Tamara Wernli  
Zeig her deine Cellulite

# Auf alles vorbereitet.



## SORENTO



The Power to Surprise

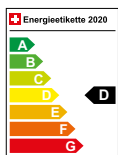


**New Kia Sorento 4x4**  
**ab CHF 47'950.-\***

Jetzt als Smartstream-Diesel oder Benzin-Hybrid erhältlich.  
Und schon bald auch als Plug-in Hybrid.

Der neue Kia Sorento beeindruckt mit neuester Technologie, Raum, Komfort mit umfangreicher Funktionalität und kraftvollem Fahrspass. Ein SUV für Menschen, die eigene Wege entdecken wollen.

Erfahren Sie mehr auf [kia.ch](http://kia.ch)



Abgebildetes Modell: New Kia Sorento Style 1.6 T-GDi Hybrid aut. 5-Plätzer (inkl. Optionen: Panoramaglasdach CHF 1'750.- und Metallic-Lackierung CHF 850.- = CHF 2'600.-) CHF 64'550.-\*, 7,5 l/100 km, 170 g CO<sub>2</sub>/km<sup>1</sup>, Energieeffizienzklasse D, New Kia Sorento 2.2 Smartstream-Diesel aut. mit 8-Stufen-Automatik DCT (Doppelkupplungsgetriebe) 5-Plätzer, CHF 47'950.-\*, 6,8 l/100 km, 179 g CO<sub>2</sub>/km<sup>1</sup>, Energieeffizienzklasse D. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 174 g CO<sub>2</sub>/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.).  
<sup>1</sup>Provisorischer Zielwert 115 g CO<sub>2</sub>/km nach neuem Prüfzyklus WLTP, entspricht Ziel 95 g CO<sub>2</sub>/km gemäss NEFZ-Messverfahren.  
\*Lancierungsprämie von CHF 2'000.- bereits abgezogen/das Angebot ist gültig bis 30.11.2020.



# Schlechte Referenz

Die Bundesanwaltschaft setzt beim Skandal um den malaysischen Staatsfonds 1MDB auf Xavier Justo als Auskunftsperson. Gegen den angeblichen Whistleblower läuft ein Verfahren.

Christoph Mörgeli

Am Donnerstag, dem 15. Oktober 2020, sagt der schillernde Genfer Geschäftsmann Xavier Justo auf Einladung der Bundesanwaltschaft aus. Es geht um einen der grössten Korruptionsskandale der neueren Geschichte, nämlich um die Plünderung des malaysischen Staatsfonds 1MDB. Xavier Justo wird begleitet von seinem Anwalt, FDP-Nationalrat Christian Lüscher. Alice de Chambrier, Staatsanwältin des Bundes, hat Justo als «Auskunftsperson» vorgeladen. Die Aussagen dieser Auskunftsperson werden aber von der Bundesanwaltschaft hoffentlich mit einer gewissen Vorsicht entgegengenommen. Denn gegen Justo läuft laut Bundesanwaltschaft derzeit ein Verfahren, in dem er sich wegen des Verdachts auf wirtschaftlichen Nachrichtendienst gemäss Artikel 273 des Strafgesetzbuches gegen seine frühere Arbeitgeberin, die Genfer Firma Petrosaudi, zu verantworten hat.

Die Frage stellt sich, warum die Strafverfolger des Bundes bei ihren Ermittlungen auf solche Quellen abstellen. Wäre es der Bundesanwaltschaft etwa in den Sinn gekommen, einen Hervé Falciani, Datendieb der Genfer Hongkong & Shanghai Banking Corporation (HSBC) und Sterbehelfer des Schweizer Bankgeheimnisses, als Auskunftsperson vorzuladen? Wohl kaum, denn Falciani wurde wegen wirtschaftlichen Nachrichtendienstes in neun Fällen angeklagt und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

## «Wie ein Held gefeiert»

Auch der heute 54-jährige Spanier-Schweizer Xavier Justo wird verdächtigt, die Firma Petrosaudi ausgekundschaftet zu haben. Es soll sich um ganze Datenbanken mit vielen tausend E-Mails und Dokumenten handeln. Allerdings war das Geschäftsgebaren von Petrosaudi alles andere als makellos. Der unter Premierminister Najib Razak gegründete malaysische Staatsfonds 1MDB zeigte 2009 Interesse an einer Zusammenarbeit mit Petrosaudi, deren Name so offiziell wirkte und an der sich sogar der saudische Prinz Turki bin Ab-

dullah beteiligte. Im Zusammenhang mit dem malaysischen Staatsfonds 1MDB sollen nicht weniger als sieben Milliarden Dollar durch die Schweiz und Banken in der Schweiz geflossen sein. Beteiligte von Petrosaudi und 1MDB sehen sich dem Verdacht ausgesetzt, sich in der Folge mit enormen Summen bereichert zu haben. Für alle Genannten gilt die Unschuldsvermutung.



Bräunungsfirma im sonnigen Thailand: verdächtigter Justo.

2011 flog Xavier Justo auf die thailändische Insel Ko Samui und eröffnete ein «Bräunungsunternehmen» namens Always the Sun – dabei gilt an dieser Feriendestination die Sonne nicht unbedingt als Mangelware. Justo versuchte auch, einen Teil seiner Villa als Hotel zu vermieten und sich als «Berater» zu betätigen. Dort bemühte er sich, die Daten von Petrosaudi zu verkaufen. Der Deal gelang ihm Anfang 2015, indem ihm die malaysische Zeitung *The Edge* zwei Millionen Dollar zahlte und in einer Artikelserie die Verstrickung der dortigen Regierung in den 1MDB-Sumpf aufzeigte.

Im Juni 2015 wurde Xavier Justo in Thailand wegen Verdachts auf Erpressung malaysischer Behörden verhaftet und zu einer Gefängnisstrafe von drei Jahren verurteilt. Justos schriftliche Forderungen nach Bargeld, die auch die thailändischen Ankläger in Händen hielten, zeigen deutlich, dass er unbedingt flüssige Mittel für sein aufwendiges Leben beschaffen wollte.

Ende 2016 wurde Justo wieder auf freien Fuss gesetzt und kehrte umgehend nach Genf zurück. Im Herbst 2019 zog er allerdings nach Malaysia weiter, wo er «wie ein Held gefeiert» werde, wie er gegenüber Radio SRF versicherte. Auch die NZZ schrieb: «In Malaysia ist Xavier Justo ein Held.» Die *Wochenzeitung* liess ihn als «Whistleblower» hochleben und schilderte sein Leben als eindrücklichen Aufstieg eines Secondos mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Als im Frühling 2020 die Partei des früheren Premiers Najib Razak wieder an die Macht gelangte, kehrte die Familie Justo jedoch in die Schweiz zurück.

## Weder Musterknabe noch Saubermann

In Genf hat sich allerdings längst herumgesprochen, dass Xavier Justo weder als Musterknabe noch als Saubermann taugt. Nach Absolvierung einer Handelsschule kam der Bankangestellte früh in Kontakt mit der Genfer Drogenszene. Zeitweise war Justo Miteigentümer eines Rotlichtviertel-Establishments namens «Platinum». Gegen aussen gab er den grossen Bankier, arbeitete in Wirklichkeit aber im Backoffice verschiedener Banken und Vermögensverwaltungen. Xavier Justos damalige Präsenz in den sozialen Medien zeugt von einem verschwenderischen, hedonistischen Lebensstil.

Richtigerweise geniesst Xavier Justo in der Schweiz keinen Schutz als Whistleblower. Im Gegenteil, seit 2018 ermittelt die Bundesanwaltschaft gegen den mutmasslichen Datendieb wegen Industriespionage. Ebenso richtig ist, dass die Bundesanwaltschaft die Geschäfte von Petrosaudi in Genf untersucht. Ein weiser Ritter ohne Furcht und Tadel ist Justo ganz sicher nicht. Und aufgrund seiner Vorgeschichte bestehen zumindest Zweifel, dass er der Bundesanwaltschaft als Auskunftsperson dienlich ist. Der Datenverrat von Hervé Falciani hat der Schweiz schon genug geschadet. Alice de Chambrier, Staatsanwältin des Bundes, wäre also gut beraten, wenn sie den Aussagen von Xavier Justo mit den nötigen Vorbehalten begegnen würde.



# Finde den Hund

Sie kam vermutlich durch die Liebe zum Hund ins Weisse Haus. Aber wo, wann es sie erwischt hat, ist unklar. Sie wurde immer mit Gesichtsmaske gesehen, im Unterschied zum Chief, dem Jayna McCarron das brisante Gepäckstück zwei, drei Schritte hinterhertrug: den 45 Pfund schweren schwarzen Koffer, genannt «nuclear football», den mobilen Befehlsapparat, der das Atomwaffenarsenal der USA innert fünfzehn Minuten entfesseln kann.

Auch Jayna hat Corona, wie Donald Trump, den sie zuletzt zum Golf-Resort in Bedminster, New Jersey, begleitete. Sie ist 35 Jahre alt, Lieutenant Commander der U. S. Coast Guard und gehört zur fünfköpfigen Leibgarde und damit zum innersten, jetzt auch kontaminierten Zirkel des Präsidenten.

Die Aufgabe dieser modernen Amazone: die gefährlichste Tasche der westlichen Welt mit ihrer Beretta gegen jeden Entreisversuch zu verteidigen (es gibt, zur Not, zwei weite-



Jayna McCarron, Trumps Kofferträgerin.

re Exemplare: eines unter Obhut des Vizepräsidenten Mike Pence, eines in einem Safe im Weissen Haus).

Über die Wichtigkeit ihres Auftrags täuscht auch ihr Colgate-Lächeln nicht hinweg. Aufgewachsen ist sie in Lunenburg, Massachusetts,

10 000 Einwohner, und sie liebt Hunde, ihrer heisst Max.

Ihre Leidenschaft ist das Laufen, sie wollte zuerst Sportlehrerin werden, bewarb sich dann aber bei der Coast Guard und schloss an der Militärakademie ein Studium als Bauingenieurin ab. Zur Wasserpolizei zog es Jayna McCarron «aus humanitären Gründen», denn die im Jahr 1790 aufgestellte Küstenwache, die ursprünglich Piraten und Schmuggler bekämpfte, ist zuständig auch für Katastrophenhilfe.

Im Januar 2019 war am Saint Marys River, dem Grenzfluss zwischen den USA und Kanada, der den Oberen See mit dem Huronsee verbindet, ein Vierbeiner namens «Logan» entlaufen, die traurige Story der lokalen Radiostation. Mit Happy End: Kapitänin McCarron pflügte sich mit ihrem Eisbrecher «Mackinaw» durch die Eisschollen und rettete den bis auf die Rippen abgemagerten Hund. Trump muss das gefallen haben.

## BARTAK



# TAGEBUCH

Matthias Hüppi



**D**ienstag, 29. September. Im Fussballgeschäft entscheidet sich am Wochenende, ob du unter der Woche ruhig arbeiten kannst. Die Aussage von Ex-FCB-Präsident Bernhard Heusler trifft's. Wir haben zwei Tage zuvor beim Aufsteiger Vaduz einen Arbeitssieg errungen. Mit sechs Punkten aus zwei Spielen sind wir flott in die Saison gestartet. Wir freuen uns kurz und wissen, dass es weiterhin viel zu tun gibt und wir die Zeit, die man im Fussball, diesem von Geduld unberührten Mikrokosmos, eigentlich gar nie hat, nutzen müssen, bis jedes Rädchen ins andere greift. Ein Prozess, der nie endet. Team und Trainer können sich darauf verlassen, dass sie meine volle Unterstützung haben. Wir üben uns in Geduld, leben das so vor und halten zusammen; nicht nur, wenn aus zwei Spielen sechs Punkte resultieren, sondern auch wenn ein Sturm aufzieht. Diese Botschaft dürfte mittlerweile überall angekommen sein. Daran gerüttelt wird nicht, dafür garantiere ich als Präsident.

**K**urz überlege ich, ob ich das TV-Duell zwischen Donald Trump und Joe Biden live verfolgen soll, um mir ein Bild vom Stand der Dinge in diesem für die Welt wegweisenden Wahlkampf zu machen. Glücklicherweise übermannt mich Bruder Schlaf. So führe ich mir tags darauf das Konzentrat zu Gemüte. Oje! Im Vergleich zu dem, was sich die beiden Bewerber für das einflussreichste Amt der Welt an den Kopf werfen, war das Theater beim Klimastreik auf dem Bundesplatz mit den Hauptdarstellern Badran, Büchel und Glarner die reinste Puppenkiste auf der Märchenbühne Hinterpfupfingen. Ich fasse es nicht. Dieses Land, die USA, die ich von

meinen Reisen trotz gewaltiger Unterschiede zwischen *incredibly rich* und *extremely poor* in bester Erinnerung habe, darf auswählen zwischen diesen zwei Männern, also zwischen «Shut up!» und «This man is a clown».

**K**aum hatten wir am 23. Februar im Kybunpark diesen unvergesslichen Spitzenmatch gegen YB gespielt, fiel der Hammer. Von hundert auf null. Keine Spiele, keine Zuschauer, kein Training – Shutdown. Nicht jammern, nicht lamentieren, *fürschi luege*, Perspektiven aufzeigen: Das war nach kurzem Schock meine Devise. Zuerst Hilfe und Solidarität anbieten – fast alle der 19024 Zuschauer beim Spiel gegen YB sind und waren von Corona betroffen –, erst dann auf Solidarität hoffen. Wobei in St. Gallen aus dem Hoffen sehr schnell ein Zählen wurde. Es ist einmalig, wie uns die Ostschweizer tragen und unterstützen. Fast über Nacht wurden mehr als 7000 Abos für die neue Saison bestellt, ohne dass man gewusst hat, ob überhaupt noch Spiele vor Publikum stattfinden werden. Jetzt zierte eine wunderbare grün-weiße Wand mit allen Namen dieser treuen Fans unser Stadion. Es berührt mich, wenn ich sie sehe. Und während andernorts Schweizer Fussballpräsidenten Feng-Shui oder so heissen, steigen bei uns lokale Unternehmer als Investoren ein. *Das isch üsen FCSG!*

**D**onnerstag, 1. Oktober. Die Bewilligung des Kantons ist eingetroffen: 10 000 Zuschauer beim nächsten Heimspiel! Wochenlang hat unsere Crew an Schutzkonzepten und Problemlösungen gearbeitet. Endlich dürfen wir uns für die Solidarität bedanken und den mittlerweile über 9000 Fans mit den Saisonkarten Zutritt gewähren. Kein Aufwand ist uns zu gross. Wir werden mehr Personal im Ein-

satz haben als beim ausverkauften Spitzenspiel im Februar. Dass wir jemals einen Ausbildungstag für Hygiene-Stewards durchführen würden, hätten wir niemals gedacht. Aber so ist es: Abstand, Maske, Wurst- und Desinfektionsstände, Verpflegung auf dem Sitzplatz, personalisierte Tickets, Contact-Tracing. Und die Hoffnung, dass sich alle an die Regeln halten, da sonst die Rückversetzung an den Start droht. Tickets gibt's nur online. Die Crew rotiert. Ich auch. Eigentlich immer. Ich lasse den FCSG höchstens im Tiefschlaf los. Hoffentlich kommt alles gut.

**S**onntag, 4. Oktober: Und es kommt alles gut! Wieder hat unsere Mannschaft gewonnen. Neun Punkte aus drei Spielen – mehr geht nicht. Spielerisch allerdings schon noch. So werden wir versuchen, von der zweiwöchigen Pause bis zur nächsten Meisterschaftspartie optimal zu profitieren. Gleichzeitig ziehen wir Bilanz ausserhalb des Spielfeldes. Das Publikum hat mitgespielt und die Corona-Regeln weitestgehend eingehalten. Eine Umfrage beim *staff* hat ergeben, dass das Personal praktisch durchs Band respekt- und verständnisvoll behandelt wurde. Etwas anderes würde ich nicht zulassen. Nur ganz wenige tun sich mit den Einschränkungen schwer. Ich versuche, dafür Verständnis zu haben. Gewonnen und dazu der reibungslose Ablauf: Emotional aufgewühlt, fahre ich vom Stadion nach Hause. Im Gepäck habe ich zwei gute Gründe, um auch in der folgenden Woche relativ ruhig arbeiten zu können.

Matthias Hüppi ist Präsident des FC St. Gallen.



# Schweizer des Jahres

Ausgerechnet der ruhige, ausgleichende Johann Schneider-Ammann hat mit einer schonungslosen Analyse des Rahmenabkommens die EU-Debatte wiederbelebt.

Johann Schneider-Ammann ist vor einem Monat gelungen, was er als Bundesrat acht Jahre lang vermieden hat: die Öffentlichkeit zu elektrisieren. «Souveränitätspolitisch heikel» und «staatspolitisch unklug» nannte er den Entwurf für ein Rahmenabkommen in einem NZZ-Gastbeitrag. Seither ist kaum ein Tag ohne Kritik dieser Kritik vergangen.

Nehmen wir den vergangenen Samstag. Die Souveränität werde «zum Fetisch, zum Nationalheiligum stilisiert», es herrsche ein «von der Realität entrückter Kult um Unabhängigkeit», hiess es im Leitartikel der *Schweiz am Wochenende*. Im *Bündner Tagblatt* war zu lesen, Schneider-Ammann sei ein «Heckenschütze», der «als Pensionist plötzlich schlecht findet, was er als magistraler Lohnbezüger immer verteidigt hatte».

## Mitte des Landes

So aufgeregt die Reaktionen, so nüchtern der Artikel, auf den sie sich beziehen. Schneider-Ammann schreibt: «Selbstverständlich gibt es keine absolute Souveränität, es sei denn, man lebe allein auf dem Mond. Unter Souveränität verstehe ich die Fähigkeit, innerhalb eines durch das Recht und die Sachzwänge vorgegebenen Rahmens die Geschicke selber zu bestimmen.» Der Auszug belegt es: Auch als «Pensionist» ist Schneider-Ammann kein Populist geworden.

Was er in der NZZ vortrug, ist eine sachliche, doch schonungslose Analyse des Rahmenabkommens mit der EU. Seine Kritik geht weit über die Punkte hinaus, die auch der Bundesrat geklärt wissen will, also Lohnschutz, Unionsbürgerrechtlinie und staatliche Beihilfen. Ohne hier in die Details zu gehen: Schneider-Ammann missbilligt die dynamische Rechtsübernahme, die erweiterte Guillotineklausele und das Streitbeilegungsverfahren.

Er tut dies, ohne die Argumente der Gegenseite beiseitezuzwischen. Was die Rechtsübernahme angeht, spricht er vom «berechtigten Anliegen Brüssels», die «Binnenmarkt-Homogenität» zu wahren. Er macht Vorschläge, wie man sich aus der misslichen Lage befreien



Archetyp: Schneider-Ammann.

könnte. Um die nötige Zeit für Verhandlungen zu erkaufen, bringt er ein Interimsabkommen ins Spiel. Ein politischer Hasardeur war Schneider-Ammann nie.

Viel eher entspricht er einem schweizerischen Archetyp: seriös, bescheiden, unauffällig auch im Erfolg. Er war Unternehmer, Nationalrat und Oberst im Generalstab, ist international erfahren und wirkt doch wie ein beliebiger Nachbar. Seit Jahrzehnten wohnt er in Langenthal, wo ein Marktforschungsinstitut lange einen Testmarkt betrieb, weil die Gemeinde als Abbild der Schweiz galt. Schneider-Ammann steht für die Mitte des Landes.

So ist auch die breite Aufmerksamkeit für seinen Artikel zu erklären. Er dürfte damit die Skepsis vieler Bürger ausgedrückt haben. Die Medien rüffeln Schneider-Ammann, aber das zeigt nur, welchen Nerv er getroffen hat. Seine knochentrockene Analyse ist wohl der einflussreichste Text, der in diesem Jahr über Schweizer Politik erschienen ist.

Sogar einzelne Freisinnige begrüsst die Intervention ihres früheren Bundesrats. Zuvor hatten FDP-Exponenten den Vertragsentwurf fast immer verteidigt, auch aus Rück-

sicht auf ihren Aussenminister Ignazio Cassis. Schneider-Ammann verhielt sich ebenso, als er noch politische Verantwortung trug. Umso wirkungsvoller ist nun sein Auftritt.

Eigentlich ist es ironisch: Ausgerechnet der ruhige, ausgleichende Schneider-Ammann hat die EU-Debatte in der Schweiz reanimiert. Es wird wieder über staatspolitische Fragen gestritten statt nur über technische Details. CVP-Präsident Gerhard Pfister sagte jüngst: «Wir müssen endlich über das grundlegende Problem reden: die Souveränität.» Das Rahmenabkommen sei die «grosse Lebenslüge» der Bundesräte. Kurzerhand erklärte er es für tot.

## Interessante Aussage

Dass sich die Diskussion verändert hat, ist auch der EU aufgefallen. Ihr neuer Botschafter in Bern, Petros Mavromichalis, warnte am Samstag im *Tages-Anzeiger*: «Wenn die Schweiz so weitermacht und immer Neues aufbringt, wird vom Rahmenvertrag nicht mehr viel übrig bleiben.» Nachverhandlungen über souveränitätspolitische Fragen schloss er aus. Die Rolle etwa des Europäischen Gerichtshofs sei definiert, eine Anpassung «nicht möglich».

Der neue Botschafter Deutschlands in der Schweiz, Michael Flügger, formulierte es am Montag im *Blick* schon weniger entschieden: «Nachverhandlungen über den Kerntext sind unrealistisch.» Das heisst, sie sind theoretisch möglich. Tatsächlich, so Flügger, gelte allgemein: «In Brüssel sind Nachverhandlungen gang und gäbe.» Nachdem es immer geheissen hatte, das Rahmenabkommen sei ausverhandelt, ist das eine interessante Aussage.

Wie die Schweiz ihr Verhältnis zur EU ausgestaltet, ist für das Land wohl die wichtigste politische Frage der Gegenwart. Niemand hat diese Debatte im laufenden Jahr stärker geprägt als Johann Schneider-Ammann. Seine Offensive belebt den Wettbewerb der Ideen und stärkt so die demokratische Kultur des Landes. Gäbe es eine Auszeichnung zum Schweizer des Jahres, die Wahl müsste auf ihn fallen.

Mehr zum Thema: Seite 26



Bilder: © Mediaserver, Hamburg

## VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg» Hamburg sehen und hören

Die weltoffene Hansestadt bietet alle Facetten einer modernen Metropole. Allein die Speicherstadt und die Hafencity sind eine Reise wert. Kultureller Höhepunkt ist die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der einmaligen Akustik. All dies ist auf der 3-tägigen Exkursion mit Augen und Ohren zu geniessen.

Erleben Sie eine der faszinierendsten Städte Deutschlands unter kundiger Leitung. Nach der ersten Orientierungsfahrt und dem Einchecken im zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu» erwartet Sie ein Abendessen in maritimem Ambiente im Traditionslokal «Brodersen». Der zweite Tag startet mit einer Stadtrundfahrt. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn sowie Hafen mit Speicherstadt und Hafencity sind einige der Stationen. Im Restaurant «Schönes Leben» wird das Mittagessen serviert. Anschliessend besuchen Sie die Klangmanufaktur, wo die weltbekannten Steinway-Flügel restauriert werden.

Höhepunkt ist Hamburgs klingendes Wahrzeichen: die Elbphilharmonie. Im Grossen Saal geniessen Sie mit Mozarts Oper «Cosi fan tutte», gespielt vom Kammerorchester Basel unter der Leitung von Giovanni Antonini, einen akustischen Leckerbissen der besonderen Art. Ein bestens besetztes Gesangs-

ensemble steht dem charismatischen Dirigenten zur Seite.

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können Sie sich am dritten Tag anschliessen und dabei den Duft der weiten Welt erschnuppeln. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant, besichtigen Sie die traditionelle Kaffeerösterei Burg. Wer diesen fakultativen Ausflug nicht mitmachen möchte, verfügt über freie Zeit und kann Hamburg ganz individuell erkunden. Das Abschiedsessen wird Ihnen im Restaurant «Kajüte» serviert.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

**Reisetermin:**  
28. 1. bis 31. 1. 2021

**Leistungen:**

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- Abendessen Restaurant «Brodersen»
- Mittagessen Restaurant «Schönes Leben»
- Abschiedsessen Restaurant «Kajüte»
- Rundfahrt Hafencity und Speicherstadt
- Besuch Klangmanufaktur
- Konzertkarte Elbphilharmonie (Kategorie 2)
- Qualifizierte Reiseleitung

**Zusätzlich buchbar:**

Ausflug «Hafen und Kaffee», inkl. Barkassen-Rundfahrt, Mittagessen, Eintritt und Kaffeeverkostung: Fr. 100.–

**Preise (pro Person im Doppelzimmer):**

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1380.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 1680.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 270.–

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

**Veranstalter:**

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# BLICK IN DIE ZEIT



Der *Blick* macht sich nicht nur lustig über den «Kantönligeist», sondern auch über Prominente mit «falschen» Corona-Ansichten. Das sind heute die weniger politgeleiteten und glattgebügelten Showgrössen und Entertainer, die auf ihr Publikum existenziell angewiesen sind. Angegriffen werden vor allem die Comedians Marco Rima, Andreas Thiel und Rob Spence wegen tatsächlicher oder mutmasslicher Covid-Aussagen. Letzterer hatte sogar Streit mit Komikerkollege Patrick Frey, der ein paar unfreundliche Bemerkungen an die Corona-Skeptiker adressierte. Für den *Blick* sind diese Abweichler und Unangepassten gefährliche Gegner. Die Zeitung forderte auch schon ein staatliches Verbot von «falschen» Covid-Meinungen.

Die Medienhäuser haben gut lachen und kritisieren. Die meisten von ihnen kassieren staatliche Unterstützung. Trotz Corona verdienen sie Millionen. In den letzten Monaten war in Bern das absonderliche Spektakel zu besichtigen, wie die Abgesandten der milliardenschweren Zeitungsdynastien beim Bund um noch mehr Subventionen bettelten. Journalisten haben in der Regel keine Ahnung, was es heisst, wie Rima und Co. den eigenen Lebensunterhalt im knallharten Wettbewerb auf der Bühne zu verdienen. Für die Rimas dieser Welt bedeutet Corona faktisch ein bald ganzjähriges Berufsverbot. Kein Wunder, melden sie sich kritisch zu Wort. Dass sich die Journalisten auf diese mutigen Menschen einschiessen, entbehrt nicht einer gewissen Niederträchtigkeit.

Die Medien müssten sich an Thiel, Rima, Spence und auch an diesem deutschen

Schlagersänger Michael Wendler, der wegen seiner Corona-Kritik inzwischen Aufträge verliert, nicht die Schuhe abputzen, sondern sie würdigen als Helden unserer Zeit. Die Corona-Widerstandskämpfer erinnern uns daran, woran es in der Schweiz derzeit am meisten mangelt: an selbständigen Existenzen, die auf- und hinstehen, um gegen eine aus ihrer Sicht falsche Politik zu protestieren. Denn darum geht es hier, um den Konflikt zwischen den Profiteuren der Corona-Politik und ihren Opfern, um die vielen, denen es trotz Corona gutgeht, und die allermeisten, die ihre wirtschaftlichen Lebensgrundlagen zu verlieren drohen.

## *Die Medien müssten Rima und seine Kollegen würdigen als Helden unserer Zeit.*

Natürlich gehen gegen Corona nicht die Kulturschaffenden staatlich finanzierter Häuser auf die Strasse. Auch von den Professoren an den kantonalen oder eidgenössischen Hochschulen hört man wenig, von der Lehrerschaft nicht zu sprechen. Das hat auch damit zu tun, dass all diese Kreise in der Schweiz von der öffentlichen Hand leben. Alle Uni-Ordinarien bekommen – im Unterschied zu Rima, Thiel oder Spence – ihren vollen Lohn, auch wenn die Vorlesungen ausfallen. Die Beamten, Staatsangestellten und Verwaltungsfunktionäre können auch einen dreijährigen Lockdown überleben, weil ihre Saläre vom Steuerzahler beglichen werden. Gibt es in der Schweiz weniger Corona-Kritik, weil die Schweizer ein Volk von Staatspensionären geworden sind?

Entertainer suchen den Applaus, die Liebe des Publikums. Marco Rima ist ein Enter-

tainment-Star. Er hätte es nicht nötig, sich gegen die Corona-Politik des Bundes aufzulehnen. Mit seinem Engagement geht er ein erhebliches Risiko ein. Er droht einen Teil seines Publikums vor den Kopf zu stossen. Er bringt die Boulevardpresse, von der er als Prominenter auch lebt, gegen sich auf. Marco Rima und seine couragierten Mitstreiter verdienen Respekt. Ihr Aufstand ist ein Symptom, dass mit der Politik etwas nicht stimmen kann.

Laut Medienberichten muss Aussenminister Cassis seinen EU-Chefunterhändler Roberto Balzaretti opfern. Er werde ihn als Botschafter nach Paris versetzen. Neu soll die Bündner Diplomatin Livia Leu, seit 2018 Botschafterin in Frankreich, übernehmen als eine Art Superstaatssekretärin. Stimmen die Berichte, sieht es nach Bauernopfer aus. Das Problem der Diplomatie liegt nicht bei den Spitzenbeamten, sondern bei den Verantwortlichen, bei der politischen Führung im Bundesrat. Die Linke wirft Balzaretti vor, er habe die «flankierenden Massnahmen» zu wenig verteidigt. Von rechts kommt die Kritik, der Tessiner sei für Nachverhandlungen nicht mehr glaubwürdig, weil er das Rahmenabkommen selber zu sehr gepriesen habe. Teile der Kritik mögen berechtigt sein, aber sie lenken vom Wesentlichen ab: Es war der Bundesrat, der Balzaretti beauftragt und kontrolliert hatte. Es war der Bundesrat, der die falschen «roten Linien» gesetzt und ihre Überschreitung durch die EU gebilligt hatte. Wir hatten von Balzaretti keinen schlechten Eindruck. Er wirkte ehrlich, auch selbstkritisch. Er muss gehen, die Probleme mit der EU bleiben.

---

# Bibel, Tod und Plünderung

Von allen Kanzeln predigen Kirchenleute die Konzernverantwortung. Dabei haben ihre Missionare die Eroberung und Ausbeutung Afrikas und Amerikas eingeleitet und unterstützt.

*Urs Paul Engeler*



*Göttliche Segensworte:* Francisco Pizarro nimmt den letzten Inkakönig Atahualpa gefangen, um 1533.

**P**farrhelfer und -herren, Theologen und allerlei Ethiker, politische Gottesdienstveranstalter, Katechetten, Diakone, Laien, Vikare, Wander- und andere Prediger, Pastoren und Prälaten, Bischöfe und Beiräte, Pastoralraumleiter, Gemeindeglieder, Jesuiten, Dominikaner, Kapuziner sowie Protestanten – alles, was die schrumpfenden Kirchen hierzulande an professionellen Christen noch aufzubieten haben, macht über die Website [kirchefeuerkonzernverantwortung.ch](http://kirchefeuerkonzernverantwortung.ch) Propaganda für die Abstimmung vom 27. November. Es ist das gute demokratische Recht auch der steuerfinanzierten Geistlichen und Funktio-

näre, für Menschenrechte, Gerechtigkeit und die Schwächung der Schweizer Wirtschaft einzutreten und stimmungsvolle «Gottesdienste zur Konzernverantwortungsinitiative» zu inszenieren. Glaubwürdig ist es aber nicht.

Im Gegenteil: Das Engagement ist nicht nur heuchlerisch – es ist nachgerade zynisch. Es lenkt ab von der Kirchenverantwortung. Die christlichen Kirchen waren die ersten kulturellen Imperialisten; sie begleiteten und legitimierten die blutigen europäischen Eroberungszüge in Afrika, in Nord-, Mittel- und Südamerika oder in Ozeanien; sie arbeiteten Hand in Hand mit den ausbeuterischen Kolo-

nialisten. Sie hielten selbst Sklaven und betrieben einen florierenden Handel mit Gütern aus der Dritten Welt. Sie waren die ersten globalisierten, von autoritären Kaisern, dem Vatikan, später auch von England, Frankreich, Deutschland und der Schweiz aus gesteuerten Konzerne, und sie generierten Milliardenumsätze. Sie erstreben im Namen Jesu noch heute das Ziel, die einzig wahre und umfassende Weltkirche zu etablieren.

**«Mir ist alle Vollmacht gegeben»**

Das Alibi dazu lieferte (und liefert) die Missionierung der Ungläubigen, zu der sie die Bibel



verpflichte. Am deutlichsten hat die ideologische Basis der Evangelist Matthäus bereitet, der den auferstandenen Jesus mit dem Auftrag an seine Jünger, die Apostel, zitiert: «Mir ist alle Vollmacht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; taufte sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.» Der vor hundert Jahren führende evangelische Missionsideologe und -organisator, der deutsche Theologe Gustav Warneck, entwickelte daraus 1901 das bindende Programm: Das Evangelium sei ein ständiger «Missionsbefehl», weil der «Heilsgedanke» universell sei und darum zwingend zur «Weltreligion» erhoben werden müsse.

Die biblische Order wurde zum organisierten, behördlich unterstützten und während Jahrhunderten gewaltsam geführten Feldzug, nachdem Kaiser Theodosius I. im Jahr 380 das Christentum im Römischen Reich, das ganz Europa dominierte, zur alleinigen Staatsreligion erklärt hatte. Von nun an durften die sogenannten Heiden systematisch verfolgt, entweder mit Zureden und Druck bekehrt oder bei Renitenz ermordet werden. Denn die Ungetauften soll, so hiess es im Dekret, «die Strafgerechtigkeit ereilen, die uns durch himmlisches Urteil übertragen worden ist». Wie heute die Islamisten auf Geheiss Allahs Kulturgüter in die Luft sprengen, so zerstörten auf Weisung ihres Himmels die missionarischen Christen die alten Tempel, auch das Orakel von Delphi, das spirituelle Zentrum der Spätantike.

### Nur durch die Garrotte erwürgt

Im Mai 1493 gab Papst Alexander VI. den südamerikanischen Kontinent, der ihm gar nicht gehörte, mit einer Demarkationslinie den Spaniern und Portugiesen zur Besetzung frei – unter der Bedingung, dass alle Ureinwohner zu Christen umgepolt werden. Damit hatte die höchste kirchliche Autorität die unheilvolle Verknüpfung von Entdeckungsreise, brutaler Besitzergreifung, Plünderung und religiöser Mission geschaffen. Die Bekehrung der Heiden erlaubte den Einsatz aller Mittel.

Besonders abscheulich und gut dokumentiert sind die Rollen vieler Franziskaner- und Dominikanermönche, die, mit der Bibel in der einen und dem Schwert in der anderen Hand, die europäischen Welteroberer des Mittelalters, die *conquistadores* und ihre Gesellen, bei den Schlächtereien in Süd- und Mittelamerika unterstützt haben. Als Francisco Pizarro um 1533 in Peru das Inkareich niedermachte, sprach der Dominikaner Vicente de Valverde die göttlichen Segensworte für die Niedermetzler. Das Humanste, was der Priester erreichte, war, dass Atahualpa, der letzte Inkakönig, sich vor seiner Hinrichtung noch rasch von ihm taufen liess. Als Christ wurde der gestürzte Fürst nicht lebendig

verbrannt, sondern nur in einem öffentlichen Schauspiel durch die Garrotte erwürgt.

Der bekannteste und zugleich schillerndste Geistliche dieser Epoche war Bartolomé de Las Casas, Theologe, Kolonialherr über zwangsarbeitende Indios, Schriftsteller, Verteidiger und später Kritiker der spanischen *conquista*. Der Mönch und spätere Bischof stand als Feldkaplan den mordenden Eroberern Kubas und anderer mittelamerikanischer Regionen bei, war zeitweise Gefährte von Hernando Cortés, dem rücksichtslosen Zerstörer des Azteken-

### *Sie erstreben im Namen Jesu noch heute das Ziel, die einzig wahre und umfassende Weltkirche zu etablieren.*

reichs in Mexiko, und setzte sich nach seinem Sinneswandel für die Rechte der Indios ein, die er aus der Knechtschaft befreien wollte – allerdings auf Kosten von Afrikanern. Der Kirchenführer hielt den Import von schwarzen Sklaven für rechtmässig und profitierte als Bischof von Chiapas selbst von deren Fronarbeit.

Die verbrecherische Expansion der Kirche und deren zwiespältiges Verhältnis zur Sklaverei sind den Missionsleuten heute zwar etwas unangenehm und werden rasch mit den zivilisatorischen und kulturellen Fortschritten verziehen, die den unterentwickelten Völkern geschenkt worden seien. Missionsförderer Gustav Warneck relativierte die Bekehrung durch Gewehre und Schwerter als eine vorübergehende, besondere «geschichtliche Kombination», die gemäss «göttlicher Providenz» aber doch ein notwendiger Teil des umfassenden Heilsplans des Herrn sei.

### Weltumspannender Multi

Der im Verlaufe des 19. Jahrhunderts einsetzende neuzeitliche Missionseifer ist in seinen Mitteln subtiler, entfaltet sich jedoch im gleichen engen Verbund von kirchlichen, politischen und wirtschaftlichen Mächten. Das beste Beispiel ist die 1815 gegründete, pietistisch angehauchte Evangelische Missionsgesellschaft in Basel, die als Pionierin vor allem an der afrikanischen «Goldküste» (Ghana) sowie in Indien und China aktiv war und als Vorbild für viele nachrückende deutsche Organisationen diente. Nach einem Zusammenschluss mit anderen Gruppen nennt sie sich heute «Mission 21».

«Ja, die Basler Mission hat mit den Kolonialmächten kooperiert, sonst hätte sie gar nicht arbeiten können», erklärte Jochen Kirsch, Leiter von Mission 21, kürzlich gegenüber dem Onlineportal *reformation.info*. Wobei der Ausdruck «Kooperation» die Rolle der Basler Missionare arg verniedlicht, denn diese agierten nicht nur als gutgläubige Mitläufer oder unbedarfte Komplizen, sondern selbst als geschäfts-

tüchtige Kolonialisten. So besaßen in Ghana zeitweise 23 ihrer Glaubensverkünder nicht weniger als 242 Haussklaven. Viele Missionare weigerten sich bis Ende des 19. Jahrhunderts, ihre rechtlosen Gratisarbeiter freizulassen. Vor allem aber entwickelte das Missionswesen sich zu einer weltumspannenden Firma, zu einem veritablen Multi, der in seiner Blütezeit zu einer führenden Macht im Kolonialhandel mit Afrika aufstieg.

### Heute eine stille Finanz-Holding

Finanziert durch reiche Basler Familien, gründeten die frommen Männer und Frauen 1859 als Parallelunternehmen die Missions-Handlungs-Gesellschaft, deren Geschäfte bis 1917 von den Basler Missionaren in Eigenregie geführt wurden. Das Unternehmen belieferte die missionierten Länder mit europäischen Industriegütern und importierte im Gegenzug vor allem Palmöl, Kakao, Kautschuk und Baumwolle. Die in der Dritten Welt eingerichteten Fabriken dienten als Stätten der europäisierten Erziehung für Bekehrte und lieferten zugleich billige Stoffe oder Ziegelsteine für den Export.

Später wurde als Betriebs- und Tochtergesellschaft die Union Trading Company

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

International (UTC) eingerichtet, die laut Statuten mit einem schönen Teil des Gewinns das Missionswerk zu finanzieren hatte. Die Basler Handelsgesellschaft AG, die über die UTC auch ins lukrative Erdölgeschäft in Nigeria eingestiegen war, kontrollierte 1990 weltweit achtzig Firmen, beschäftigte um die 8000 Leute und wies einen Umsatz von 2,8 Milliarden Franken aus. Zudem war sie bis 1997 Mehrheitsaktionärin der Warenhauskette Jelmoli. Die ehemalige Weltfirma ist heute eine stille Finanzholding ohne operative Tätigkeit.

Die christlichen Missionare haben genau diese Strukturen geschaffen und intensiv genutzt, in denen die jetzt angeprangerten Konzerne sich entwickeln konnten. Die missionierenden Kirchen gehören zu den ersten globalisierten Konzernen. Deren Geschichten sind kaum aufgearbeitet. Von ihrer Verantwortung ist in den Aufrufen zur Initiative nichts zu lesen.

Mission war, noch vor hundert Jahren ganz offen ausgesprochen, stets Kolonialmission. Auch grosse deutsche Missionsunternehmen gründeten ihre gewinnorientierten Handelsgesellschaften und operierten dabei weitgehend im Einklang mit der gewaltsamen Expansionspolitik des Deutschen Reichs in Ost- und Südwestafrika. Die «Mitarbeit am Reich Gottes» in der Dritten Welt verfolgte und verfolgt stets auch materielle und politische Ziele. Der deutsche Historiker Klaus J. Bade fasst den Mechanismus wie folgt zu-

### *Die christlichen Missionare haben die Strukturen geschaffen, in denen sich die Konzerne entwickeln konnten.*

sammen: «Durch die <kulturellen Pionierdienste> ebnet die Mission in Übersee dem Handel, der auf ihren Spuren nachrückt, die Wege. Die von Missionaren und Kaufleuten geleistete <Vorarbeit> legitimiert eine koloniale Okkupation durch die Nation, der beide angehören. Die Kolonialherrschaft wiederum schafft jene <geordneten politischen Zustände>, deren Mission und Handel zu grösserer und dauerhafter Entfaltung bedürfen.»

Noch immer mit der Bibel ausschwärmen Kolonien im politischen Sinn gibt es nicht mehr; die internationalen Handelsströme werden von Managern und nicht mehr von Missionaren gelenkt; die Basler Missionszeitschrift «Der Evangelische Heidenbote» ist 1955 eingestellt worden; und in den Kirchen nickt seit ein paar Jahrzehnten kein armes, kraushaariges Negerkind mehr, wenn eine Münze in die Sammeldose fällt. Die kirchlichen Missionsanstalten mit ihren Frauenförderungs- und Ökolandbau-Programmen könnten mit NGOs verwechselt werden. Doch

geblieben sind den Hundertschaften von Protestanten und Katholiken, die noch immer mit der Bibel ausschwärmen, der Drang nach religiöser Weltherrschaft, der kaum verhüllte, arrogante kulturelle Imperialismus und die direkte oder ungewollte Pionierarbeit für wirtschaftliche Akteure.

So bildeten etwa die amerikanischen Bibelübersetzer vom Summer Institute of Linguistics (SIL) – trotz seinem wissenschaftlich anmutenden Namen das weltgrösste Missionsunternehmen – faktisch die Vorhut von Kautschukjägern, Landräubern und Ölexploratoren im Amazonasgebiet. Gefördert wurden die protestantischen Fundamentalisten, die abgeschiedene indigene Stämme aufspürten und diese mit der Bibel versorgen wollten, von der Regierung Ecuadors. Dass sie für ihre oft tödlich endenden Dschungelexpeditionen vom Ölkonzern Texaco direkt bezahlt worden seien, bestreiten die SIL-Christen.

### **Dumpfe, irrige Vorstellungen**

Jede Missionsarbeit beruht auf einem Gefälle zwischen dem mit dem einzig wahren und seligmachenden Glauben «Erleuchteten» und dem aus seinen dumpfen und irrigem Vorstellungen zu «Erlösenden», zwischen den Kirchenleuten, welche die gültige Erkenntnis besitzen, und den Bemitleidenswerten, denen sie noch fehlt. Die mit dem Bau von Schulen, Kliniken und Brunnen erkaufte Bekehrung ist und bleibt ein Akt der Umerziehung von oben, der Indoktrination, der geistigen Unterwerfung, ein Verstoß somit gegen fundamentale Menschenrechte, welche die Selbstbestimmung der Völker und der Individuen postulieren.

In seinem Apostolischen Schreiben «Evangelii gaudium» hat Papst Franziskus 2013 die tradierte Vorstellung Roms explizit bekräftigt, dass die Evangelisierung der gesamten Welt das hohe Ziel der katholischen Kirche bleibe: Es sei die «Pflicht der Christen», die richtige Lehre «ausnahmslos allen zu verkünden», die «Jesus Christus noch nicht kennen oder ihn immer



abgelehnt haben». Das heisst, dass seine Missionare noch rund sechs Milliarden Muslime, Hindus, Buddhisten, Juden, Agnostiker und indigene Gesellschaften bekehren müssen, bis das apostolische Endziel, das Reich Gottes auf der ganzen Erde, installiert ist.

Dazu unterhält der Vatikan seit gut hundert Jahren vier spezielle Propagandaabteilungen, «päpstliche Werke» genannt: eine zur allgemeinen Verbreitung des katholischen Glau-

### *Die Künder der christlichen Lehre indoktrinieren immer in die politisch jeweils nachgefragte Windrichtung.*

bens und zur Evangelisierung auf der ganzen Welt; eine spezielle zum Bau von Kirchen und Seminaren und zur Erneuerung der «universellen missionarischen Verantwortung der Priester»; eine dritte zur Weckung und Förderung des «missionarischen Eifers» der katholischen Kinder und schliesslich eine vierte übergeordnete und offenbar finanzstarke «Missionsunion», welche die gesamte Kirche «in einen Missionszustand versetzen» und das Taufen von Ungläubigen forcieren soll. Finanziert wird sie von Spenden, die jeweils am Weltmissionssonntag (heuer am 18. Oktober) in den Kirchen aller Länder eingezogen werden.

### **Flugs die Fronten gewechselt**

Als die Patres und Brüder von der Missionsgesellschaft Bethlehem in Immensee 1938 im damaligen Rhodesien ihre katholische Heilslehre zu predigen begannen, handelten sie jahrzehntelang ganz im Sinn der Minderheit der weissen Siedler, welche das Land bebauten, die Regierung stellten und die ehemalige britische Kolonie kontrollierten. Als es in den sechziger und siebziger Jahren zu brodeln begann im afrikanischen Lande und die von Peking und andern kommunistischen Staaten unterstützten Guerillaverbände den Umsturz vorbereiteten, wechselten die Schweizer Gottesmänner flugs die Fronten. Grössere Teile von ihnen sympathisierten offen mit Robert Mugabe, der sich sowohl als Katholiken wie als Marxisten bezeichnete und als späterer Staatschef Simbawes die früher prosperierende «Kornkammer Afrikas» in ein trostloses Armenhaus verwandelte. Trotz internationaler Ächtung war Diktator und Diamantenhändler Mugabe im Vatikan ein gerngesehener Gast, etwa bei der Inthronisierung des Missionspapstes Franziskus (2013).

Mal Kolonialisten, mal Befreiungstheologen: Die kirchlichen Künder der christlichen Lehre sind so flexibel, dass sie immer in die politisch jeweils nachgefragte Windrichtung indoktrinieren und jederzeit vor jeder eigenen Verantwortung flüchten können.



# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'111'000.-, Bezug ab Frühling 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



4 ½ Zi. Eck-EFH, 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'521'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 673'400.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
**Melden Sie sich bei unserem Chef** 👍  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**.<sup>+</sup>



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

# Vincenz-Stauffacher, Maurer, Strupler, Flach, Pfister, Niquille, Meyer, Donzallaz, Dittli, von der Leyen, Patel, Thurnheer



*Feine Klinge:* CVP-Chef Pfister.



*Anglophilie:* EU-Chefin von der Leyen.

**Susanne Vincenz-Stauffacher**, Visionärin, hat ehrgeizige Pläne. Die Präsidentin der FDP-Frauen kündigte in der *NZZ am Sonntag* eine Volksinitiative zur Einführung der Individualbesteuerung an. Damit soll die Heiratsstrafe abgeschafft und die zu hohe Steuerlast für Doppelverdienerehepaare gesenkt werden – ein Unterfangen, an dem sich schon Generationen von Politikern die Zähne ausgebissen haben. Das Parlament hätte die unselige Heiratsstrafe schon letzten Winter beseitigen können, hätte es einem Gesetzesentwurf von Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) zugestimmt, der sich an die Individualbesteuerung anlehnte. Doch Vincenz-Stauffacher wie auch der Rest der Freisinnigen votierten damals mit der linken Ratsseite und brachten die bundesrätliche Steuervorlage, mit der die 450 000 von der Heiratsstrafe betroffenen Ehepaare rasch entlastet worden wären, zum Absturz. (*fon*)

**Manuel Strupler**, Organisationstalent, merkte auf seinem Weg zur Kommissionssitzung, dass er den Laptop zu Hause vergessen hatte. Seine Frau bot ihm an, das Gerät nach Bern zu bringen. Der Thurgauer SVP-Nationalrat hatte eine andere Idee. Er schlug seiner Frau vor, zum Bahnhof in Weinfelden zu gehen und sich auf dem Perron nach einer «seriösen Person» umzusehen, die gerade nach Bern fahre, und ihr den Laptop mitzugeben. Sie wurde fündig. Natürlich habe es sich dabei um eine weibliche Person gehandelt, wie Strupler lachend präzisiert. Diese habe ihn gegoogelt, und so fand die Laptop-Odyssee ein glückliches Ende im Berner Hauptbahnhof. (*kep*)

**Beat Flach**, Niveau-Senkblei, gerät leicht aus der Fassung. Der Aargauer GLP-Nationalrat und Befürworter der Konzernverantwortungsinitiative fuhr auf Twitter einem Economiesuisse-Mitarbeiter über den Mund, der darauf hinwies, dass

die Lieferkette von amerikanischen Software-Konzernen nicht über alle Zweifel erhaben sei – und Initiativbefürworter Plattformen wie Twitter trotzdem weltmeisterlich nutzten. «So ein blöder Quatsch!», zürnte Flach, «hast du es echt nötig, auf dieses tiefe Niveau zu sinken?!» CVP-Chef **Gerhard Pfister** konterte mit feiner Klinge: «Gaaanz ruhig, Kollege. Gibt keinen Quatsch, der nicht blöde wäre. Aber halt Argumente – die man nicht teilen muss, wenn man nicht will. Sind halt nicht alle auf deinem Niveau.» Von Flach vernahm man darauf nichts mehr (*fsc*)

**Martha Niquille**, Aufsteigerin, soll die nächsten zwei Jahre das Bundesgericht präsidieren. Das schlägt das Bundesgericht dem Parlament vor. Die Wahl findet in der Wintersession statt. Die 66-jährige Richterin der CVP soll auf Bundesgerichtspräsident **Ulrich Meyer** folgen, der Ende Jahr aus dem Amt scheidet und in der letzten Zeit eine eher unglückliche Figur abgab. Zum neuen Vizepräsidenten des Bundesgerichts vorgeschlagen wird **Yves Donzallaz**, jener Richter, der wegen des Zerwürfnisses mit seiner Partei, der SVP, schweizweit bekannt geworden ist. Niquille wie Donzallaz bildeten zusammen mit Meyer das Trio, das dieses Jahr die skandalträchtigen Zustände am Bundesstrafgericht in Bellinzona untersucht hatte. Die Dreiergruppe ging dabei selber in mehrfacher Hinsicht fragwürdig vor und lieferte einen Aufsichtsbericht ab, der von den Geschäftsprüfungskommissionen des Parlaments scharf kritisiert wurde. (*fon*)

**Josef Dittli**, Wahlbeobachter, kämpft mit der Bürokratie. Der Urner FDP-Ständerat wird im November als OSZE-Delegationsleiter die US-Präsidentenwahlen beobachten. Weniger Freude hat Dittli jetzt aber an den aufwendigen Vorbereitungen. Man brauche bald

einen ganzen Tag, um all die Formulare und Papiere auszufüllen, die man für die Einreise in die USA brauche, klagte der FDP-Politiker kürzlich gegenüber der *Weltwoche*. Vielleicht sollte Dittli künftig Wale in Norwegen beobachten statt Wahlen in den USA. Das ist mit hoher Wahrscheinlichkeit etwas weniger stressig und aufwendig, aber auch spannend. (*hmo*)

**Ursula von der Leyen**, Sprachtalent, vernachlässigt Molières Erbe. In Brüssel akkreditierte französische Journalisten warfen der EU-Chefin vor, fast nur noch englisch zu sprechen. Der Frankophonie droht weiteres Ungemach: Die erst nach dem Brexit geschaffene Behörde der Europäischen Staatsanwaltschaft wird ausschliesslich die Sprache des Ex-Mitglieds Grossbritannien sprechen. Französisch sei einfach nicht weit genug verbreitet in der EU. (*ky*)

**Priti Patel**, Scharfmacherin, muss sich von ehrgeizigen Plänen verabschieden. Die für harte Anti-Migrationspolitik bekannte britische Innenministerin hatte Pläne für ein Asylzentrum auf einer britischen Insel prüfen lassen. Die Wahl fiel auf Ascension Island. Doch nach einem Blick auf die Karte wurde die Lösung verworfen: Das Eiland liegt im Südatlantik, knapp 7000 Kilometer von Grossbritannien entfernt. (*ky*)

**Bernard Thurnheer**, fürstlicher Hausreporter, ist nach rund 21 Monaten Redepause zurück am Mikrophon. Der Winterthurer, der während 45 Jahren mit seinen Pointen präziser traf als alle Schweizer Fussballer zusammen, richtet seine Arbeit nun aber als Gastarbeiter in Liechtenstein und exklusiv für den Landesender des Fürstentums. Damit hebt er die Nummer 180 der Fifa-Weltrangliste zumindest sportmedial aufs höchste Niveau. (*tre*)



# Tötet das Virus die Rechten?

Lausiges Personal. Keine Antworten auf das Corona-Erdbeben. Statt *fratelli tutti* vorerst *tutti frutti*.



Wer nicht mehr so recht weiterweiss, behauptet, diese Krise sei seine Chance. Irgendwie und für irgendwen stimmt das ja immer.

Der Aufstieg der nationalen und fremdenfeindlichen deutschsprachigen Internationale schien lange Zeit unaufhaltsam. Neu ist viel Sand in das Getriebe geraten. Gehen wir die Schadensplätze durch.

Viele glaubten, das rote Wien würde früher oder später in die Hände der freiheitlichen Jungtürken fallen. Obwohl Wien dank den Roten zu den zwei attraktivsten Städten dieser Welt gehört. Bei den Gemeinderatswahlen vom letzten Wochenende machten die Wienerinnen und Wiener aus den Freiheitlichen Gurkensalat. Die Partei wurde gevierteilt. Und der gegen die eigene Partei kandidierende Dissident Strache schaffte es nicht einmal ins Landesparlament.

In Deutschland ist die AfD von der Rolle. Es gelingt ihr nicht, erfolgreich auf der Anti-Corona-Welle zu reiten. Der grosse Aufmarsch in Konstanz blieb schlicht und einfach aus.

Heim ins Vaterland: Im Aargau, im Stammland der SVP, stürzt die stärkste der Parteien am nächsten Wochenende brutal ab. Sie wird, obwohl sie inzwischen zwei Bundesräte hat, einen Viertel ihrer Wählerinnen und Wähler verlieren. Wie in Wien werden die eigenen Wählerinnen und Wähler zu Hause bleiben. Unser Strache ist der Glarner. Wetten, dass...? Schwacher Trost: Gewisse Schweizer Linke pilgerten zeitweise nach Venezuela. Und glaubten, in der Person von Hugo Chávez einen linken Jesus gefunden zu haben. Das Problem:

Chávez war wirtschaftspolitisch inkompetent. Er hörte nicht auf seinen zeitweiligen intelligenten Berater Heinz Dieterich: Chávez «suchte nach einem neuen *brand name*, nach einer neuen Politik für die Zukunft. Ich hatte kurz zuvor ein Buch veröffentlicht, darüber kamen wir in Kontakt. Ich bin in diesen Jahren oft nach Venezuela gereist, wir haben viel geredet. Aber von den grundsätzlichen Ideen hat Hugo letzt-

*AfD, FPÖ und SVP müssten auf vier Feldern inhaltlich die Weichen neu stellen.*

lich nichts umgesetzt.» Kein Kampf gegen die Korruption. Keine Diversifizierung der Wirtschaft. Kein Aufbau einer Partei.

Warum funktioniert rechte, fremdenfeindliche und nationalistische Politik zurzeit in Österreich, Deutschland und der Schweiz nicht?

Das Bodenpersonal lässt schwer zu wünschen übrig. In Deutschland ist Alexander Gauland alt, müde und schusselig. Alice Weidel bringt es nicht. Jörg Meuthen ist ein Seifensieder. Björn Höcke tickt zu weit rechts. Und Andreas Kalbitz prügelte einen Parteifreund spinalreif. Die CSU fürchtet sich neu mehr vor den Grünen als vor der AfD.

In Österreich blieb der Spesenritter Strache im Ibiza-Sumpf stecken. Der Katholik hätte seinen wilden Ritt durch eine laue Ibiza-Nacht beichten sollen. Alkohol und andere Exzesse inklusive. Und vorübergehend in der zweiten Reihe seiner Partei Platz nehmen müssen.

Geht nicht bei Menschen, die lieber zerstören als verlieren.

In der Schweiz hat die SVP mit dem Altersheim-Direktor Chiesa als neuem Präsidenten keine glückliche Hand bewiesen. Blocher ist so müde wie Gauland. Er hört das Gras nicht mehr wachsen. Der Aufstand gegen den Geldadel von und zu Herrliberg formiert sich. Eine neue Viererbande ist im Untergrund unterwegs. Albert Rösti sinnt auf Rache. Roger Köppel macht auf locker. Christoph Mörgele tut neu vernünftig. Und Peter Keller wird als neuer Generalsekretär der Partei Marco Chiesa abservieren. Dies mit dem Segen von Ueli Maurer.

AfD, FPÖ und SVP müssten auf vier Feldern inhaltlich die Weichen neu stellen:

Erstens eine harte Linie bei der Bekämpfung der Corona-Krise. So wie es die Basis will.

Zweitens Schutz der Solo-Unternehmer, der kleinen und mittleren Unternehmen in der Corona-Krise. In der Schweiz auf Kosten der Nationalbank.

Drittens Selbstversorgung des eigenen Landes mit den strategisch wichtigen Gütern wie Masken, Impfstoffen und Freiland-Solaranlagen. Neues Stichwort: Deglobalisierung.

Und viertens Verzicht auf die Anbetung des amerikanischen Sonnengottes Donald Trump. So wie dies Christoph Blocher mit Jörg Haider vorgemacht hat.

Nix mit *fratelli tutti*, sondern vorerst *tutti frutti*.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Testen, bis man krank ist

Schwere Covid-19-Verläufe sind inzwischen sehr selten. Doch statt die Ursachen zu erforschen, schürt das Bundesamt für Gesundheit weiterhin Angst mit zweifelhaften Fallzahlen.

Alex Baur

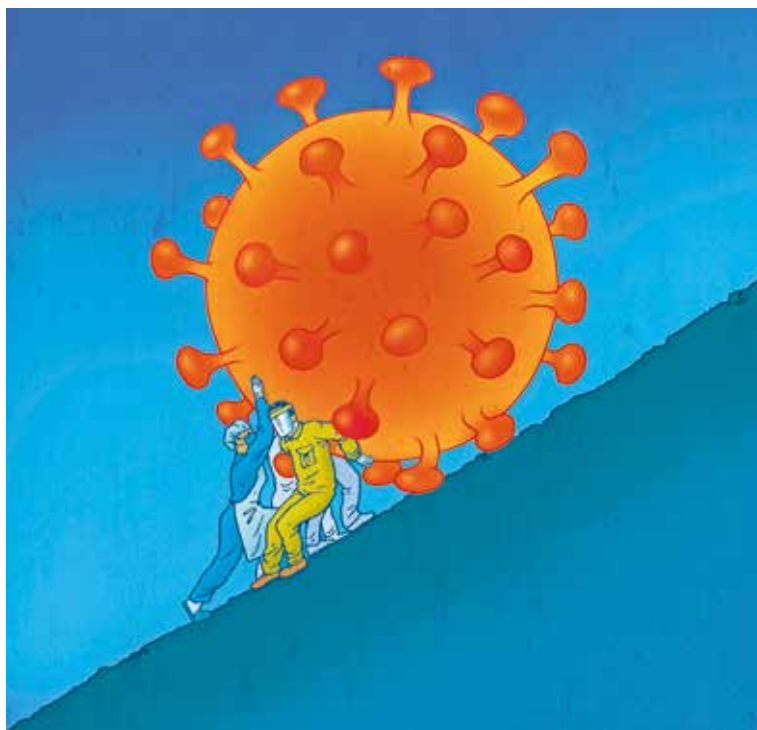
Die Zürcher Kantonsärztin Christiane Meier vermutet ein Wunder. Anders kann sie sich nicht erklären, warum alle Bewohner des Pflegezentrums Eulachtal in Elgg ZH – unter ihnen 25 Hochbetagte mit Vorerkrankungen – eine vermeintliche Covid-19-Infektion praktisch unversehrt überstanden haben. Wie die NZZ letzte Woche berichtete, entwickelten die meisten positiv auf das Coronavirus getesteten Bewohner keine oder nur leichte Symptome, niemand musste hospitalisiert werden.

Das Virus bleibt eine Bedrohung für Hochbetagte, wie weniger erfreuliche Erfahrungen aus anderen Altersheimen zeigen. Doch irgendetwas scheint mit den Tests nicht zu stimmen. Dass ganze Fussballmannschaften angebliche Infektionen problemlos wegstecken, mag ja noch einleuchten. Dass das Virus aber selbst Risikopatienten von Jair Bolsonaro bis Donald Trump (und seinem halben Stab) kaum mehr als leichtes Fieber und Schnupfen abzurufen vermochte, erscheint dagegen seltsam.

## «Die zweite Welle ist da»

Gibt es wirklich keine medizinische Erklärung für das vielzitierte «Wunder von Elgg»? Immerhin handelt es sich keineswegs um Einzelfälle. Bereits im letzten Mai ergab ein Massen-Screening in Zürcher Alters- und Pflegeheimen, dass fast die Hälfte der positiv auf Covid-19 getesteten Senioren keinerlei Symptome entwickelten. Von Wissenschaftlern würde man eigentlich erwarten, dass sie nicht an Wunder glauben, sondern Ursachen erforschen.

Es gibt viele Ungereimtheiten. Warum haben lateinische Länder, die früh knallharte Massnahmen (totale Ausgangssperren, generelle Maskenpflicht etc.) verhängten, viel mehr Corona-Tote zu beklagen als die Nordländer? Selbst in der lateinischen Schweiz waren die Todeszahlen partout drei bis neun Mal höher als in den deutschsprachigen Kantonen. Warum gingen in Schweden trotz einem liberalen Regime die Todesfälle Ende April wie überall in Europa rapide zurück? Würde man



Könnte es sein, dass Sars-CoV-2 an Gefährlichkeit eingebüsst hat?

die Antworten, könnte man entsprechend reagieren.

Stattdessen kapriziert man sich auf Fallzahlen, von denen keiner weiss, was sie wirklich bedeuten. Seit fünf Monaten warnt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) mit einem Anstieg von «Fällen», wird in regelmässigen Intervallen verkündet: «Die zweite Welle ist da!» (NZZ am 7. Juni, Blick am 1. Juli, Tages-Anzeiger am 2. Juli, Nau.ch am 25. Juli und 4. August, NZZ am 12. September). Doch die Zahl der schweren Verläufe und der Todesfälle blieb seit Mai konstant tief. Dasselbe Phänomen lässt sich in ganz Europa beobachten und mittlerweile auch in Südamerika, wo die Corona-Welle (rigider Ausgangssperren und Maskenpflicht zum Trotz) erst mit dem Südwinter im Juli eintraf, mittlerweile aber auch abgeflaut ist.

Die «Fallzahlen» würden sich erst mit ein bis zwei Wochen Verspätung auf die Hospi-

talisierungs- und Todeszahlen auswirken, hiess es anfänglich. Als aus den Wochen Monate wurden, verlegte man sich auf die Erklärung, dass vor allem Junge betroffen seien, die früher oder später aber die Alten anstecken würden. Als auch diese Prophezeiung nicht eintraf, einigte man sich auf die Formel, mit der Testaktivität sei die Dunkelziffer gesunken.

## Ungeeignet für medizinische Diagnose

Nur die naheliegendste Variante wird nicht einmal diskutiert: Könnte es sein, dass Sars-CoV-2 an Gefährlichkeit eingebüsst hat? Ist das Virus vielleicht doch nicht so einzigartig und tödlich wie angenommen, sondern eines jener Erkältungsviren, die Jahr für Jahr weltweit Hunderttausende von hochbetagten Menschen dahinraffen?

Um das herauszufinden, müsste man erst wissen, wie viele symptomlose Covid-19-Ver-



läufe es nach positiven PCR-Tests gibt. Denn wer das Virus so locker überwindet, verfügt, sofern man nicht an Wunder glaubt, offensichtlich über ein dafür gerüstetes Immunsystem. Eine erste schriftliche Anfrage der *Weltwoche* vor einem Monat versickerte beim BAG unbeantwortet. Auf Nachhaken liess man letzte Woche verlauten: Nein, wie viele der positiv Getesteten keine oder nur leichte Symptome entwickelten, werde nicht erhoben; der Aufwand wäre zu gross.

Generell scheint sich der Forschungseifer beim BAG in Grenzen zu halten. Mit dem Ausbruch der Corona-Welle wurde auch die Sentinella-Erhebung eingestellt, mit der systematisch alle sich im Umlauf befindenden Viren registriert werden, die «grippeähnliche Erkrankungen» der Atemwege hervorrufen. Mit den Erhebungen fiel auch die Grippe aus der Statistik, offiziell existiert sie nicht mehr. Man weiss damit allerdings auch nicht, wie viele der positiv auf Covid-19 getesteten Erkrankten auch von Influenza- oder Rhinoviren befallen waren, die ähnliche Krankheitsbilder hervorrufen.

Der Aktivismus bei den Tests steht in einem Kontrast zur Lethargie bei der Auswertung der Resultate. Dabei besagt ein positiver PCR-Test lediglich, dass ein Betroffener wahrscheinlich Kontakt mit dem Erreger hatte. Ein positives Resultat bedeutet aber nicht, dass eine Infektion, also eine Vermehrung des Virus im Körper, stattgefunden hat und dass der Betroffene ansteckend ist. Er kann das Virus auch abgewehrt haben.

Gemäss Mike Yeadon, dem ehemaligen Forschungschef des Pharmariesen Pfizer, ist es möglich, dass ein PCR-Test nach fünf Monaten noch Fragmente eines Virus identifiziert, das längst vernichtet und überwunden wurde. Nach seiner Erfahrung sind die PCR-Tests zwar wertvoll für die Forschung, jedoch ungeeignet für eine medizinische Diagnose. Dies habe auch der herrschenden Lehrmeinung entsprochen, bis zum Ausbruch von Covid-19.

### Standards fehlen

Die Thurgauer Grossrätin Barbara Müller (SP) wollte es genau wissen. Sie ist zwar keine Medizinerin, doch aufgrund ihrer Forschungsarbeit mit PCR-Tests und Mikrobiologie bestens vertraut. Im September erbat Müller beim BAG Auskunft darüber, welche PCR-Tests nach welchen Standards in der Schweiz durchgeführt werden. Vor allem wollte sie wissen, wie viele sogenannte Sequenzen durchlaufen werden. Diese Frage ist entscheidend. Denn mit der Zahl der Sequenzen steigt die Wahrscheinlichkeit eines positiven Testresultats exponentiell. Die ernüchternde Antwort: Das BAG weiss es nicht, es gebe keine einheitlichen Standards. Das sei Sache der Labors, die mit verschiedensten Anbietern arbeiten.

Müller hakte bei verschiedenen Labors nach und stellte fest: In der Regel werden 36 bis 40 Sequenzen durchlaufen, was eine extrem hohe Sensitivität ergibt. Damit steigt auch die Wahrscheinlichkeit, dass längst überwundene Kontakte mit dem Virus zu einem positiven Testresultat führen. Eines der Labore war so freundlich, ihr noch eine Bedienungsanweisung des Tests zu schicken. Und dort steht geschrieben, unter Punkt 1, worauf bereits Mike Yeadon hingewiesen hat: «Nur für Forschungszwecke. Nicht für diagnostische Verfahren geeignet.»

### Widerstand unter Wissenschaftlern

Die Strategie des BAG und der beigeordneten Task-Force trägt damit Züge einer selbsterfüllenden Prophezeiung. Anstatt ständig alle Varianten kritisch zu prüfen, klammert man sich an die Containment-Doktrin. Das Phänomen ist bekannt aus der Psychologie. Wer sich auf eine These festgelegt hat, neigt dazu, nur noch nach einer Bestätigung derselben zu suchen. Was dagegen spricht, wird kleingeredet oder ausgeblendet.

### *Folgt man der Logik des BAG, ist eine Rückkehr zum normalen Leben auf ewig ausgeschlossen.*

Dafür gibt es auch gute Gründe. Der in einer kollektiven Verunsicherung verfügte Shutdown war eine Wette auf die Zukunft mit Milliardeneinsatz. Das Eingeständnis, dass man die Gefahr eines womöglich doch nicht ganz so neuartigen Virus masslos überschätzt hat, wäre eine kolossale Schmach. Also testet man auf Teufel komm raus, bis man die nötigen «Fälle» zusammenkriegt, die Massnahmen rechtfertigen. Wenn die Katastrophe dann nicht eintritt, kann man immer sagen, das sei nur den eingeleiteten Massnahmen zu verdanken.

Auf die Frage, ob es nicht angezeigt wäre, aufgrund der harmlosen Verläufe etwas genauer zu untersuchen, welche Gruppen wirklich gefährdet sind, um diese selektiv zu schützen, schreibt das BAG: «Da über Langzeitschäden durch Sars-CoV-2 zu wenig bekannt ist, wäre es unethisch, nur einen Teil der Bevölkerung vor einer Ansteckung zu schützen.» Doch genau dasselbe könnte man bei jedem der neuen Virenstämme sagen, die uns zweifellos auch im kommenden Winter wieder heimsuchen und plagen werden. Wenn man dieser Logik folgt, wäre eine Rückkehr zum normalen Leben auf Ewigkeiten ausgeschlossen.

Während man sich auf dem europäischen Festland an hypothetische Fallzahlen und Szenarien klammert, regt sich unter Epidemiologen, Immunologen und Gesundheitsökonomien im angelsächsischen Raum und in

Israel Widerstand. Vierzig Professoren von namhaften Universitäten – von Oxford über Stanford, Yale, Harvard, London bis Tel Aviv und Montreal – haben sich Anfang Oktober auf die «Great Barrington Declaration» geeinigt. Sie fordern ein schnelles Ende der gängigen Corona-Massnahmen.

Gemäss der Barrington-Erklärung wurden die «kurz- und langfristig verheerenden Auswirkungen der Lockdown-Politik auf die öffentliche Gesundheit» sträflich vernachlässigt. Niedrige Impfraten, schlechtere Verläufe bei Herz-Kreislauf-Erkrankungen, weniger Krebsvorsorge und eine Verschlechterung der allgemeinen psychischen Verfassung würden mittelfristig zu einer erhöhten Sterblichkeit führen. Betroffen seien vor allem die unteren sozialen Schichten und die Kinder, denen grundlos das Recht auf Bildung vorenthalten werde.

Diese Politik fortzusetzen, bis eine Impfung gegen Covid-19 vorliegt, wäre nach Ansicht der Wissenschaftler verantwortungslos. Sie scheuen den wissenschaftlich etablierten Begriff der «Herdenimmunität» nicht. Diese sei keine Strategie, sondern eine «biologische Realität», die früher oder später eintrete. Auch und gerade für die Verletzlichen sei es am besten, wenn dies möglichst bald geschehe. Deshalb sei es am sinnvollsten, wenn die nicht Gefährdeten unverzüglich ihrem normalen Leben nachgingen, während der Fokus auf den Schutz der Verletzlichen gelegt werde. Innerhalb einer Woche schlossen sich eine Viertelmillion Menschen aus der ganzen Welt, unter ihnen zahlreiche Forscher und Ärzte, der «Great Barrington Declaration» an.

[gbdeclaration.org/die-great-barrington-declaration](http://gbdeclaration.org/die-great-barrington-declaration)

VALUES WORTH SHARING

«Für meine Kunden setze ich mich persönlich ein – jeden Tag.»

Claudio Chicchini,  
LGT Relationship Manager seit 2015



Private  
Banking

[lgt.ch/values](http://lgt.ch/values)

# Amerika vor dem Wahlchaos

Die Umstellung auf Briefwahl wird in den USA für Verhältnisse sorgen, die Fälschung, Fehler und Verzögerungen begünstigen. Das Land könnte sogar auf eine beispiellose Verfassungskrise zusteuern.

John Fund

Präsident Donald Trump hat wiederholt kritisiert, dass in vielen Staaten zur Briefwahl aufgefordert wird. «Briefwahl ist wegen Betrügern sehr gefährlich für unser Land», erklärte er im vergangenen Monat. Und Justizminister William Barr sekundierte: «Immer dort, wo per Briefwahl gewählt wurde, ist es in erheblichem Umfang zu Betrug und Nötigung gekommen.» Für die Demokraten und die meisten Medien ist diese Sorge unbegründet. Nach Ansicht des linken Brennan Center for Justice «wird ein Amerikaner eher vom Blitz erschlagen, als dass er bei der Briefwahl betrügt».

## Beeinflussung und Nötigung

Tatsächlich gibt es in vielen Ländern, wie etwa der Schweiz, ein funktionierendes Briefwahlsystem, das jedoch im Laufe von Jahrzehnten entwickelt wurde, wobei eingebaute Vorsichtsmassnahmen Gewähr dafür bieten, dass Briefwähler im offiziellen Wählerverzeichnis eingetragen sind. In den USA sind wir aber davon noch weit entfernt. Aufgrund der Corona-Pandemie haben einige Bundesstaaten rasch ihre Bestimmungen geändert und auf Briefwahl umgestellt – was bedeutet, dass etwa 44 Millionen Stimmzettel an registrierte Wähler geschickt werden, ohne jede Garantie, dass sie auch den korrekten Adressaten erreichen. Durch die späte Umstellung auf Briefwahl werden Bedingungen geschaffen, die Fälschungen, Ungereimtheiten und Verzögerungen begünstigen.

**Erstens:** Aufgrund der eiligen Verfahrensumstellung wird es zu Fehlern kommen. In den letzten Wochen erhielten fast 50 000 Wähler in Columbus, der grössten Stadt in Ohio, fehlerhafte Briefwahlunterlagen. Das heisst, jeder Fünfte erhielt einen falschen Wahlzettel. Ausserdem sind die Wählerverzeichnisse in den Bundesstaaten bekanntermassen unvollständig. Gemäss Pew Research Center war 2012 jede achte Registrierung fehlerhaft oder ungültig. 2005 stellte die überparteiliche Wahlrechtsreform-Kommission (unter dem Co-Vorsitz von Präsident Jimmy Carter) fest, dass «Briefwahl nach wie vor die grösste Quelle von

möglichem Wahlbetrug» ist. Ein neuer Bericht der U.S. Election Assistance Commission kam zu dem Ergebnis, dass 2016 mehr Briefwahlzettel falsch zugestellt wurden oder unauffindbar blieben als die Anzahl der Stimmen, die Clinton von Trump trennten. Clinton hatte eine Mehrheit von 2,9 Millionen, aber 6,5 Millionen Stimmzettel wurden falsch zugestellt oder waren unauffindbar.



Anlass zur Sorge.

**Zweitens:** Etliche Staaten haben das Einsammeln von Stimmzetteln (*ballot harvesting*) legalisiert. Dies bedeutet, dass Briefwahlzettel von Dritten eingesammelt werden können.

**Drittens:** Es besteht Anlass zur Sorge, ob die US-Post die Flut von Stimmzetteln bewältigen und rechtzeitig zustellen kann, so dass keine Stimme verlorengeht. 2016 und 2018 wurde etwa ein Viertel der Briefwahlzettel wegen verspäteten Eintreffens nicht anerkannt. CBS News fand heraus, wie unzuverlässig Briefwahl sein kann, indem hundert faksimilierte «Wahlzettel» an ein Postamt in Philadelphia geschickt wurden. «21 Prozent unserer <Stimmzettel> waren vier Tage später noch nicht aufgetaucht», hiess es. Drei von hundert Stimmzetteln kamen nie an. 2016 wurde das Wahlergebnis in acht von fünfzig Bundesstaaten von weniger als drei Prozent der abgegebenen Stimmen entschieden.

**Viertens:** Es gibt eine lange Geschichte von Beeinflussung und Nötigung bei Briefwahl, da

die Stimmen nicht in einem Wahllokal unter Aufsicht von offiziellen Wahlbeauftragten abgegeben werden. Die Beeinflussung von älteren Wählern ist so verbreitet, dass es nach Ansicht des demokratischen Bezirksstaatsanwalts von Starr County in Texas, Omar Escobar, «an der Zeit ist, über eine Alternative zur Briefwahl nachzudenken».

**Fünftens:** In vielen Staaten ändern Gerichte die Briefwahlbestimmungen im letzten Moment. Im Wechselwähler-Staat Pennsylvania verlängerte ein Gericht die Abgabefrist für Briefwahlzettel bis auf drei Tage nach der Wahl. Ferner wurde festgelegt, dass Stimmzettel ohne Poststempel als pünktlich eingegangen zu werten seien. Diese Entscheidung in letzter Minute sorgt für Unsicherheit und provoziert Gerichtsverfahren, weil Briefwahlunterlagen mit frankiertem Rückumschlag verschickt werden – und diese Kategorie wird von Postbediensteten in der Regel nicht abgestempelt.

Die massenhafte Zahl von Briefwahlzetteln, ihre späte Zustellung, Gerichtsverfahren wegen nicht anerkannter Stimmzettel die Wahrscheinlichkeit eines knappen Ergebnisses – all das bedeutet, dass das Endresultats möglicherweise erst Tage später feststehen wird, vielleicht erst 37 Tage später, wie bei der berüchtigten Wahl im Jahr 2000 (Bush vs. Gore). Es könnte sogar die Saat einer beispiellosen Verfassungskrise gesät werden.

Es stimmt, dass in einigen Staaten seit längerem Briefwahl praktiziert wird, ohne nennenswerte Zwischenfälle. Aber die dortigen Wahlbehörden betonen, dass es dafür jahrelanger Praxis bedurfte. Wenn am 3. November eine Wahl mit vermutlich äusserst knappem Ausgang in die Hände der US-Post gelegt wird, die bekannt ist für ihre Fehler, klingt das wie ein Rezept für endlose juristische Streitereien und noch mehr Misstrauen gegenüber der Demokratie in unserem Land.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork  
John Fund ist Kolumnist der *National Review* und Autor von «Who's Counting? How Fraudsters And Bureaucrats Put Your Vote at Risk».



# Vom Pflegen alter Feindbilder

Die Frauen sind in Bildung und Beruf erfolgreich. Doch damit lässt sich keine Politik machen.



Die Schweiz hat ein neues «Tatort»-Team. Am Sonntag läuft die erste Folge, für die Mörderjagd zuständig sind nun zwei Frauen. Dass erstmals in der Geschichte des Schweizer «Tatorts» ein Frauenduo die Täter zur Strecke bringt, wurde wohl aus Werbezwecken im Vorfeld reichlich ausgewalzt, und es wurde gemutmasst, ob zwei Kommissarinnen das einheimische Publikum nicht überfordern könnten, von wegen modernem Frauenbild und so. Man müsse nun eben umdenken, forderte die neue Ermittlerin Carol Schuler im Fernsehinterview, und es endlich als normal ansehen, «dass auch Frauen Jobs bekleiden können wie Kommissare, wie Ärzte oder wie Richterinnen».

Man möchte Frau Schuler gerne zustimmen, allein: Gibt es heute noch irgendjemanden, der es nicht als normal ansieht, dass Frauen alles Mögliche werden können? Polizistinnen sind im Fernsehen wie im echten Leben nun wahrlich nichts Neues. Und für die meisten Fernsehzuschauer dürfte es schlicht nicht relevant sein, ob eine Frau oder ein Mann den Täter überführt, sondern dass der Krimi spannend ist.

Was die Ärztinnen und Richterinnen, ja die Akademikerinnen generell angeht, wirkt die Aussage noch befremdlicher, denn da ist nirgends auch nur der Hauch einer Nichtnormalität zu spüren, im Gegenteil. Ein Blick auf die Schulen zeigt, dass die Mädchen die Knaben schon lange überflügeln, dass sie häufiger die Matura machen als ihre männlichen Alterskollegen – was aufgebrachte Bubeneltern bereits auf die Idee gebracht hat, gegen die «systematische Diskriminierung» der Knaben in der Schule zu klagen.

Auch bei den Schweizer Universitäten schwingen die Frauen obenaus: Ihr Anteil bei den universitären Abschlüssen liegt bei rund 52 Prozent. Was die Berufsgruppe der Ärzte betrifft, so sind 42 Prozent von ihnen Frauen. Bei den Juristen sind es über 60 Prozent – die Rechtswissenschaft ist in den letzten zwei, drei Jahr-

## *Die Zukunft, das legen die Bildungsdaten nahe, wird noch ausgeprägter weiblich sein.*

zehnten zunehmend weiblich geworden, was sich auch an der Spitze zeigt: 40 Prozent der Sitze am Bundesgericht sind heute von Frauen besetzt, die Zahl dürfte weiter steigen.

**K**urz: Die Schweizerinnen von heute sind gebildet und beruflich integriert. 88 Prozent der Frauen zwischen 25 und 39 Jahren sind erwerbstätig, bei jenen zwischen 40 und 54 Jahren sind es gut 86 Prozent. In der Berufswelt sind Frauen eine Normalität, und die Zukunft, das legen die Bildungsdaten nahe, wird noch ausgeprägter weiblich sein. Umso eigenartiger ist es, wenn nach wie vor die alten Feindbilder gepflegt werden, wenn nach wie vor das Bild einer rückständigen Gesellschaft gezeichnet wird, die mental angeblich in den 1950er Jahren stehengeblieben ist und sich noch immer mit erfolgreichen Berufsfrauen schwertut.

Auch die Medien agieren hier oft ausgesprochen stereotyp. So gibt es kaum ein Interview mit einer Naturwissenschaftlerin

oder einer Unternehmerin, in dem diese nicht auch zu ihren Erfahrungen als Frau in einer Männerwelt befragt würde, immer verbunden mit der klischeehaften Erwartung, dass die Betreffende enorme Widrigkeiten habe überwinden müssen. Man bekämpft Vorurteile, die man selber konstruiert, man fokussiert auf die Geschlechterfrage und kritisiert gleichzeitig, dass die Geschlechterfrage einen derartigen Stellenwert habe.

Diese Strategie mutet heuchlerisch an, doch sie zahlt sich aus. Mit dem Frauenthema beschäftigt sich inzwischen ein Heer an Ämtern, Organisationen und Kommissionen, alle wollen die Frauen belehren, fördern, schützen. Frauenquoten für Chefposten und überwachte Löhne sind bereits beschlossene Sache, gewünscht werden weiter ein frauenfreundliches Strafrecht oder paritätische Wahllisten, um nur zwei Beispiele zu nennen. In der laufenden Legislatur ist zudem eine nationale Strategie für die Gleichstellung der Geschlechter geplant – man kann annehmen, dass es dabei nicht um die Gleichstellung beim Militärdienst, beim Rentenalter und bei der Witwenrente gehen wird, wo die Frauen gegenüber den Männern noch immer gesetzlich privilegiert sind.

**N**üchtern betrachtet, ist die Frau zum Programm, das Frausein zum attraktiven Geschäftsmodell geworden, mit dem sich prima Politik machen lässt. Das ist allerdings nur möglich, weil man Probleme erfindet und Diskriminierungen herbeiredet, die mit dem Leben der meisten Frauen schlicht nichts zu tun haben.

# Frau Melonis Gespür für die Macht

In ihrer Heimat Italien legt die rechte Feministin Giorgia Meloni einen atemberaubenden Aufstieg hin. Was ist das Erfolgsrezept der Rebellin aus dem Römer Arbeitermilieu?

Matthias Rüb

Sie spielt die Rolle der Primadonna mit Leichtigkeit, und dies bereits seit Jahren. Giorgia Meloni ist die erste Frau, die in Italien den Vorsitz einer überregionalen Partei übernahm: Seit 2014 führt sie die post-faschistischen Fratelli d'Italia (Brüder Italiens), die sie zwei Jahre zuvor mitgegründet hatte. Jetzt folgt der Aufstieg auf europäischem Parkett. Am 28. September wurde Meloni zur neuen Vorsitzenden der Partei Europäische Konservative und Reformen (EKR) gewählt – und somit ist sie die erste Frau an der Spitze eines europäischen Parteienbündnisses. Die EKR stellt im Europaparlament 62 der 705 Mandate und ist damit die sechststärkste Kraft, knapp hinter den Grünen, die von den Deutschen dominiert werden.

Es ist kein Zufall, dass Giorgia Meloni gerade jetzt auf die europäische Bühne tritt. Daheim in Italien haben sie und ihre Partei in den vergangenen zweieinhalb Jahren einen atemberaubenden Aufstieg hingelegt. Meloni genießt in Umfragen unter allen Parteichefs die mit Abstand höchsten persönlichen Zustimmungswerte. Ihre «Brüder Italiens» sind die drittstärkste politische Kraft im Land.

## Ihre nächste Etappe

Vieles spricht dafür, dass sich der Aufstieg Melonis und ihrer Partei in Italien fortsetzen wird. Das nächste Etappenziel sind die Kommunalwahlen in Rom im kommenden Frühjahr, wo eine Abwahl der überforderten Bürgermeisterin Virginia Raggi von den Fünf Sternen als wahrscheinlich gilt. Meloni war bereits bei den letzten Bürgermeisterwahlen 2016 angetreten, damals hochschwanger. Das brachte ihr seinerzeit den Rat Silvio Berlusconis ein, sie möge ihre Kandidatur zurückziehen, denn als junge Mutter werde sie nicht in der Lage sein, das politische Amt auszuüben. Meloni erhielt fast 21 Prozent der Stimmen und verpasste die Stichwahl nur knapp.

Bei einer neuerlichen Kandidatur hätte Meloni beste Chancen auf einen Wahlsieg in ihrer Heimatstadt. Aber der Bürgermeisterposten von Rom ist inzwischen einige Num-



Gewisser Kultstatus: «Brüder Italiens»-Politikerin Meloni.

mern zu klein für ihre nationalen Ambitionen. Ihr politisches Gewicht in der Kommunalpolitik der Hauptstadt kann sie als Königsmacherin für den gemeinsamen Bürgermeisterkandidaten der rechten Parteien besser einsetzen.

Meloni wurde 1977 im Arbeiterviertel Garbatella im Süden Roms geboren. Ihr Vater war ein Sizilianer mit Sympathien für die Kommunisten, die Mutter aus Sardinien hatte ein Herz für die Faschisten. Im Alter von fünfzehn Jahren entschloss sich Giorgia Meloni,

der Jugendorganisation des neofaschistischen Movimento Sociale Italiano (MSI) unter Parteichef Gianfranco Fini beizutreten. Das war ein ungewöhnlicher Schritt im «roten» Garbatella und zeugt vom angstfreien Rebellionsgeist, der Meloni bis heute auszeichnet.

Nach einigen Jahren in der Lokal- und Provinzpolitik wurde Meloni 2006 mit 28 Jahren erstmals ins Parlament gewählt, dem sie bis heute ununterbrochen angehört. Der damalige Ministerpräsident Berlusconi holte sie 2008 als



Ministerin für Jugend und Sport in sein Kabinett; mit 31 Jahren war sie die jüngste Ministerin in der Geschichte der Republik. 2012 verliess Meloni die aus dem MSI hervorgegangene, weiterhin von Fini geführte Alleanza Nazionale (AN) und gründete mit einer kleinen Gruppe Gleichgesinnter die «Brüder Italiens». Obwohl Meloni mit 43 Jahren noch zur jüngeren Generation in der italienischen Politik gehört, kann sie auf inzwischen fast drei Jahrzehnte politische Erfahrung zurückblicken.

Formal haben Meloni und ihre Partei mit Benito Mussolini und dem Faschismus gebrochen, zumal mit der antidemokratischen Gewaltherrschaft und dem Rassismus der Schwarzhemden. Anders als die neofaschistischen Parteien MSI und AN bezeichnen sich die «Brüder Italiens» ausdrücklich als postfaschistisch. Was damit gemeint sein soll, ist nicht recht klar. Jedenfalls beherrscht Meloni, was man als Kunst der politischen Mehrsprachigkeit bezeichnen könnte: Sie unterwirft sich dem Gebot, dass alle akzeptable Politik in der italienischen Republik in der Tradition des Antifaschismus stehen müsse und verstösst zugleich gegen dieses von vielen missbilligte Diktat des Mainstreams.

Einerseits bezeichnet sie Mussolini und den Faschismus als abgeschlossene Kapitel der Geschichte, von welchen aus sich keine Verbindungen zur Gegenwart ziehen liessen. Andererseits bescheinigt sie dem einstigen Duce eine «komplexe Persönlichkeit», die man «im historischen Kontext» sehen müsse, und versichert, die zwei Jahrzehnte faschistischer Herrschaft hätten dem rückständigen Land auch einen dringend notwendigen Modernisierungsschub gebracht. Zu den Europawahlen vom Mai 2019 schickte Meloni Caio Giulio Cesare Mussolini, einen Urenkel des Duce, ins Rennen. Der Kandidat ohne jede politische Erfahrung wurde erwartungsgemäss nicht gewählt.

#### «Frau, Mutter, Christin»

Als Schlüsselmoment ihres jüngsten Erfolges kann ihre Rede vom vergangenen Oktober in Rom bei einer Demonstration der rechten Parteien gegen die regierende Linkskoalition unter Ministerpräsident Giuseppe Conte gelten. Ihre Anfangsworte «Ich bin Giorgia, ich bin eine Frau, ich bin Mutter, ich bin Christin» wurden von einem Rapper in offenbar denunziatorischer Absicht zu einem Videoclip verarbeitet. Der Clip wurde inzwischen mehr als zehn Millionen Mal angeschaut und hat Meloni zu einem gewissen Kultstatus verholfen.

Meloni pflegt einen traditionalistischen Diskurs, in dem es um Vaterland und Familie, um Identität, Tradition und Glauben geht, zeigt sich aber zugleich nonkonformistisch. Mit Andrea Giambruno, dem Vater ihrer Tochter, der oft die Rolle des Hausmannes übernimmt, ist sie nicht verheiratet. Sie schildert die

Regierung, weil diese die illegale Migration befördere, nimmt aber legale Einwanderer jeder Hautfarbe gegen rassistische Angriffe in Schutz. Sie ist gegen die Anerkennung der Homo-Ehe, prangert aber die Verfolgung von Schwulen und Lesben zumal in der muslimischen Welt an. Sie ist gegen Abtreibung und Leihmutterchaft, sieht sich aber als Vorkämpferin für Frauenrechte und Gleichberechtigung. Für weibliche Wähler ist Meloni deshalb eine Identifikationsfigur, während sie unter der männlichen Wählerschaft mit ihrer

#### *Sie baut auf beiden Seiten des Atlantiks ein Netzwerk von Verbündeten auf.*

Geradlinigkeit und Durchsetzungsfähigkeit gerade gegen Altpolitiker wie Berlusconi, der seine Partei in die Bedeutungslosigkeit geführt hat, Sympathien gewinnt.

Unter allen Politikern Italiens verfügt die gerade einmal 1,63 Meter grosse Frau mit der sonoren Stimme über die vielleicht besten rhetorischen Fähigkeiten – sowohl im Interview wie auf jeder grossen Bühne, die sie umstandslos mit ihrem Charisma füllt.

Im Vergleich zu Matteo Salvini von der Lega, ihrem wichtigsten Verbündeten und bedeutendsten Wettbewerber auf der Rechten, ist sie berechenbarer und auch gemässiger. Während Salvini eine Schwäche für Russland und für Putin hat, verteidigt Meloni unerschütterlich die transatlantische Allianz und die Freundschaft mit Amerika. In Washington hat sie mit ihren Auftritten bei der Conservative Political Action Conference (CPAC) und beim National Prayer Breakfast einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Zielstrebig baut sie auf beiden Seiten des Atlantiks ein Netzwerk von Verbündeten auf. Statt der Vereinigten Staaten von Europa fordert Meloni das Vereinigte Europa der Staaten, jeweils national selbstbestimmt und womöglich auch mit eigener Währung.

Die Wahl zur Vorsitzenden der EKR-Parteienfamilie ist Teil der Strategie Melonis, in ganz Europa als tonangebende Stimme der christlich-nationalen Konservativen gehört zu werden. Als nächstes Etappenziel hat sie sich vorgenommen, die Partei Fidesz des ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán von der Europäischen Volkspartei (EVP), wo die Mitgliedschaft des Fidesz suspendiert ist, zu den Europäischen Konservativen und Reformern zu holen. Mit den Fidesz-Leuten würde die EKR-Fraktion im Europaparlament auf 75 Mitglieder wachsen.

Man wird noch von Giorgia Meloni hören. Nicht nur in Italien.

Matthias Rüb ist Rom-Korrespondent für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.

## MÖRGELI

### Luxemburgerli statt Luxemburg

Beim *Tages-Anzeiger* ist das Luxemburg-Fieber ausgebrochen. Am 6. Oktober titelte ein erster Artikel: «Woher Rosa Luxemburg kam». Und beschrieb die Spurensuche zweier linker polnischer Autoren nach der kommunistischen Revolutionärin.

Am 8. Oktober erklärte Zürichs erster Denkmalfunktionär, warum man in der Limmatstadt ein Denkmal für Rosa Luxemburg errichten könnte. Es sei befremdend – stand dann am 12. Oktober im *Tages-Anzeiger* –, dass uns eine Statue von Rosa Luxemburg statt jener Alfred Eschers vor dem Hauptbahnhof befremdlich anmute.

Etwas viel Luxemburgerei auf einmal. Man könnte darüber hinweggehen, wenn es sich nicht um brandgefährliche Gedankenspiele journalistischer Schreibtischtäter handeln würde. Sie wollen mit Alfred Escher ja nicht einfach einen alten weisen Mann vom Sockel stürzen. Sondern den wichtigsten Begründer der marktwirtschaftlichen, freiheitlichen Schweiz. Wer aber war Rosa Luxemburg?

Sicher nicht einfach eine «doktrinäre Gans» (so der sozialdemokratische Parteiführer Victor Adler). Sondern eine intelligente, aber radikale Marxistin, die der «bürgerlichen Gesellschaftsordnung» ebenso wie der «reaktionären» Sozialdemokratie an den Kragen wollte. Die Lenins Revolution begrüsst und als Folge einen Leichenberg von hundert Millionen mitverantwortet. Nach deren Überzeugung der Sozialismus «eine Reihe von Gewaltmassnahmen» erfordere. Rosa Luxemburg schrieb: «Wer sich dem Sturmwagen der sozialistischen Revolution entgegenstellt, wird mit zertrümmerten Gliedern am Boden liegenbleiben.»

Selbst Rosa Luxemburgs berühmter Satz «Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden» schloss für sie die «Klassenfeinde» und «Klassenverräter» aus. Das hat der bedeutende Historiker Heinrich August Winkler nachgewiesen. «Bürgerkrieg ist nur ein anderer Name für Klassenkampf», dozierte die fehlgeleitete Revoluzzerin. Dieser Bürgerkrieg, den sie aktiv mitangezettelt hatte, brachte sie 1919 um. Besser als eine Luxemburg am Bahnhofplatz schmecken den Zürchern noch immer die Luxemburgerli am Paradeplatz. Die sind wenigstens bunt. Und nicht so blutrot wie die blutrünstige Rosa.

Christoph Mörgeli

# Widersprüche, wohin man blickt

Das Rahmenabkommen dürfte die Zustände zementieren, die es überwinden soll. Stabilität in den Beziehungen zur EU wird sich damit kaum erzielen lassen.

Ernst Baltensperger

Der geplante Rahmenvertrag mit der EU soll unser Verhältnis zur Union auf eine stabile und zukunftsfähige Grundlage stellen. Das ist grundsätzlich höchst erstrebenswert. Aber ich habe grosse Zweifel, dass der Vertragsentwurf des Bundesrats diesem Ziel gerecht werden kann. Zu offensichtlich sind seine inneren Widersprüche.

Ich denke hier nicht an Lohnschutz, Unionsbürgerrichtlinie und staatliche Beihilfen. Das sind zwar wichtige Themen. Aber es ist verfehlt, das geplante Rahmenabkommen fast nur unter diesen Gesichtspunkten zu diskutieren, wie das in Politik und Medien häufig geschieht. Andere Punkte scheinen mir fundamentaler.

## Wie bei einem Klub

Da ist zunächst die Frage, was der Vertrag als Endzweck eigentlich erreichen soll. Im europäischen Binnenmarkt müssten für alle die gleichen Regeln gelten, sonst falle er auseinander. So wird uns die Grundidee des Rahmenabkommens – die «dynamische» Übernahme aller binnenmarktrelevanten EU-Regeln und EU-Rechtsentwicklungen – verkauft, nicht nur von der EU selber, auch von den Vertretern des Abkommens in der Schweiz. Das sei wie bei einem Klub: Entweder man tritt bei, dann respektiert man alle seine Regeln, auch wenn diese gemäss Statuten einmal geändert werden; oder man bleibt draussen.

Aber entspricht der Vertragsentwurf dieser Logik? Ich kann es nicht erkennen. Der Entwurf sieht vor, dass wir uns im Prinzip weigern können, neue EU-Regeln und neues EU-Recht zu übernehmen. Allerdings hätte dies einen Preis in Form von Sanktionen, mit denen die EU uns bestrafen dürfte. Diese Sanktionen müssten «verhältnismässig» bleiben, wird uns versichert. Sie dürften also nicht prohibitiv sein und damit die Anwendung der Ausnahmeklausel von vornherein verhindern.

Das heisst im Klartext, dass sich als Ergebnis nicht das zuerst für notwendig erklärte System gleicher Regeln für alle einstellen würde, sondern praktisch sicher ein Flickenteppich von

Ausnahmebestimmungen für die Schweiz – im Grunde ein Zustand, wie er heute existiert und von der EU als angeblich so unbefriedigend empfunden wird. Das von der EU gewünschte einheitliche System von Regeln und Normen könnte sich nur ergeben, wenn die Sanktionen so abschreckend sind, dass sie jede Anrufung der Ausnahmeklausel verhindern. Aber können sie dann verhältnismässig sein?

Ein Vertrag, der derart widersprüchlich ist, kann keine hohe Glaubwürdigkeit und Effizienz erzielen. Entweder lässt sich damit nicht erreichen, was man bezweckt; oder der Vertrag dient dazu, uns Sand in die Augen zu streuen. In der Handhabung kann er jedenfalls kaum weniger kompliziert sein als das gegenwärtige Regime. Es ist mir rätselhaft, wie damit Stabilität und höhere Rechtssicherheit in unsere Beziehungen zur EU gebracht werden sollen. Das Gegenteil scheint mir wahrscheinlich. Wie die umfassende Guillotineklausel mit dem Prinzip der Verhältnismässigkeit vereinbar sein soll, ist ohnehin unbegreiflich.

Nebenbei: Was heisst gleiche Regeln für alle? Hindert das einen «Klub», verschiedene Arten der Mitgliedschaft einzurichten, zum Beispiel solche, die im Austausch gegen eine niedrigere Mitgliedsgebühr den Zutritt zu den Klubeinrichtungen nur zu bestimmten

Tageszeiten erlaubt? Natürlich nicht, solange es allen gleichermassen offensteht, unter den Angeboten des Klubs zu wählen. Gleiche Regeln heissen nicht zwingend Einheitsbrei.

## Deutungsmonopol der Gegenseite

Ein anderes Problem des Rahmenabkommens betrifft die Streitbeilegung bei Meinungs-differenzen über Auslegung, Anwendung und Weiterentwicklung übernommener Rechtsnormen und -verfahren. Wenn wir ausländisches Recht, zum Beispiel EU-Recht, in einem völkerrechtlichen Vertrag übernehmen, machen wir es zu unserem Recht, und es verpflichtet uns genauso wie originäres Schweizer Recht. Das haben die Staatsrechtler in der Diskussion um Völkerrecht und «fremde Richter» stets betont, und ich verstehe das.

Offenbar gilt diese Logik beim Rahmenabkommen plötzlich nicht mehr. Hier wird ein Deutungsmonopol des Europäischen Gerichtshofs bei binnenmarktrelevanten Fragen akzeptiert, «weil es sich ja um EU-Recht handelt». Doch das stimmt so nicht. Unter einem Rahmenabkommen übernehmen wir EU-Recht in unser Rechtssystem. Aus unserer Sicht wird es damit zu Schweizer Recht.

Natürlich bleibt es auch ausländisches Recht, EU-Recht. Aber wir haben es in unser Rechtssystem integriert, mit einem bestimmten Verständnis, einer bestimmten Interpretation und Anwendungsphilosophie. Wenn es später zu unterschiedlichen Auffassungen über Interpretation, Anwendung und Weiterentwicklung dieses Rechts kommt, steht uns eine eigene Meinung genauso zu wie dem ausländischen Partner. Dessen Judikative kann für unser Hoheitsgebiet keine Vorrangstellung behaupten.

Selbstverständlich hat der Kleine eine geringere Verhandlungsmacht als der Grosse. Aber das heisst nicht, dass man die Optik und die Logik der Gegenseite übernimmt. Das ist eines souveränen Staates unwürdig. Ich kann mir schwer vorstellen, dass die Stimmbürger einem solchen Vertrag zustimmen würden.

Ernst Baltensperger ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre der Universität Bern.





# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



**D**as Paradies glüht. Wenn die Sonne aufgeht, scheint sie beige – wegen der Feuerwolken des Waldbrandes in Nordkalifornien.

Die Kinos sind zu – wie in New York. Nur zwei Autokinos zeigen den mutigen Thriller «Tenet». Auf 2850 Leinwänden der amerikanischen Kinos ist es nicht der erhoffte *kick-start*. Nur 3,4 Millionen Dollar wurden in die Kassen gespült.

L.A. trägt Maske. Keine Stretch-Limos schleichen den Sunset Boulevard hoch – keine Promis, keine Events. Und Disney entlässt 28 000 Leute, weil Disneyland nicht öffnen darf (seit März).

Grosse Filmpremieren werden auf 2021 verschoben. Oder zum Erzfeind Netflix – wie «Borat 2».

**D**er Held der Stunde ist Netflix-Gründer Reed Hastings, 59. Er hat seine Business-Biografie als neue Erfolgsbibel entrollt: «No Rules Rules» (sinngemäss: Die Regeln? Keine Regeln!).

Seine drei Ratschläge für Start-ups:

1. Kreiere Talentedichte!
2. Steigere Offenheit und Ehrlichkeit!
3. Reduziere bürokratische Kontrollen!

**N**etflix ist das Kino to go. Es hat fast 200 Millionen Abonnenten in 190 Ländern und ist 213 Milliarden Dollar wert.

Reed Hastings begann vor 22 Jahren mit dreissig Angestellten. Seine Idee: DVD-Filme verleihen per Post (Porto: 32 Cent).

Noch immer gibt's zwei Millionen DVD-Kunden! Hastings' Ur-Idee: Er ärgerte sich über eine 40-Dollar-Strafgebühr beim Videokassetten-Giganten Blockbuster (heute: pleite).

Sein Home-Office ist das leere Schlafzimmer seines Sohns. Sein Lieblingsbuch: «Die Wurzeln des Lebens» von Richard Powers.

Eine Hollywood-Story, die Hollywoods Regeln revolutioniert.

**R**ettet 007 jetzt Hollywood? Nein, er killt die Kinos! «No Time to Die», die Weihnachtshoffnung, wird auf den 2. April 2021 (!) verschoben – von der Eon-Productions-Erbin Barbara Broccoli, 60. Das sind Schock-News. Die grösste Kinokette Grossbritanniens, Cineworld (128 Theater), will aufgeben. Es ist der fünfte und letzte «James Bond» für Daniel Craig, 51. Der Liverpools wurde US-Bürger und lebt bei New York. Es ist ein Corona-Goodbye.

Sein Nachfolger? Vielleicht Tom Hardy, 43 («Mad Max», «Dunkirk»). Es gab geheime Testaufnahmen. Der Londoner war mit Michael Fassbender, 43, auf der Schauspielschule.

**D**ie Schweiz gilt in Hollywood immer noch als kleiner Himmel – ein Kindermärchen-Paradies.

In ihrem Chalet in Gstaad feiert «Mary Poppins»-Legende und Ehrenbürgerin Julie Andrews ihren 85. Geburtstag: «Ich bin glücklich, Gstaaderin zu sein!»

Mit ihrem Schlachtruf «Supercalifragilistic-expialidocious!» eroberte sie die Kinder der Welt und den Oscar – vor 56 Jahren.

**D**ie «Polo Lounge», Hollywoods Power-Spot, ist leer. Nur der Garten ist geöffnet. Talk-Themen: Corona, Feuer – und die neuen Oscar-Regeln!

Stammgast und Trump-Fan James Woods, 73 («White House Down»), explodierte auf Twitter: «Crazy» und «Madness!».

Die 9500 Mitglieder der Academy haben die Regeln für den «Best Film»-Oscar neu definiert – für 2024! Das neue Ultimatum: Nur wer 30 Prozent Minderheiten (Farbige, Frauen etc.) vor und hinter der Kamera engagiert, kann noch den Oscar «Bester Film» gewinnen!

Die Academy will sich neu erfinden! Die Mitglieder sind zu 84 Prozent weiss, zu 77 Prozent männlich – und nur 16 Prozent gehören zu Minderheiten.

Jener für den «Besten Film» ist nur einer von 24 Oscars, aber er ist der wichtigste und geht an die Produzenten – nicht an den Regisseur. Es ist ein Signal: Der beste Film soll auch der besonderste sein – wie letztes Jahr das Arm-Reich-Massaker «Parasite».

Gemäss den neuen Standards wäre wohl sogar «Gone with the Wind» (acht Oscars) okay – ganz sicher auch «Joker». «The Godfather» wäre es sicher nicht (es sei denn, Italiener gelten als Minderheit). Wohl aber der weisse Weltkriegs-Thriller «1917» – denn Oscar-Regisseur Sir Sam Mendes («Skyfall») hat westindische Wurzeln.

Die nächste Oscar-Verleihung (25. April 2021) wird wohl ein Streaming-Oscar – mit Maske.

---

# Das Geheimnis des Fortschritts

Nichts ist weniger selbstverständlich als der Fortschritt. Ewig droht der Rückfall in Stammesdenken, Aberglaube und Armut. Wie lässt sich das vermeiden?

Johan Norberg



*Mythos der schlechten Natur des Menschen.*

Wenn ein Alien-Raumschiff den Auftrag hätte, alle zehntausend Jahre die Entwicklung des Homo sapiens in Augenschein zu nehmen, hätte die Besatzung nicht viel Interessantes zu melden. Aus ihrem ersten Bericht vor 300 000 Jahren würde hervorgehen, dass der Planet Erde von Jägern und Sammlern bevölkert ist, die über gesprochene Sprache miteinander kommunizieren, sich zu Fuss fortbewegen und primitive Werkzeuge benutzen. Und das Gleiche würde in allen anderen Berichten stehen, mit Ausnahme des letzten, mit dem sie heute nach Hause zurückkehren.

Nach 300 000 immergleichen Jahren wuchs die Erdbevölkerung plötzlich von ein paar Millionen auf mehr als sieben Milliarden an. Wir haben eine nahezu universale Alphabetisierung, wir kommunizieren über ein globales Netzwerk, wir reisen im Wasser und in der Luft, und statt primitiver Werkzeuge haben wir Elektrizität, Computer und Biotechnologie.

Fast alle diese Entwicklungen haben sich in den letzten zweihundert Jahren ereignet, weil der europäische Kontinent ein günstiges Umfeld für Aufklärung und die industrielle Revolution bot. Aber nicht etwa, weil die europäischen Herrscher fortschrittlicher waren als andere, sondern weil sie weniger erfolgreich waren. In China und der islamischen Welt, beides Regionen, die uns voraus waren, wurden Gedanken, Erfindungen und unternehmerische Experimente unterdrückt, die den Herrschenden hätten gefährlich werden können.

Das versuchten auch die europäischen Herrscher, aber auf einem offenen Kontinent mit zahllosen Staaten, rivalisierenden Konfessionen, unabhängigen Universitäten und freien Städten war das nicht ganz leicht. Wer verfolgt wurde, floh einfach über die nächste Grenze, und Fürsten, die offener waren als andere, stellten fest, dass ihr Land wohlhabender und mächtiger wurde. Dies begünstigte jene Disposition, die der schottische Philosoph David

Hume «argwöhnischen Wetteifer» nannte. Wer mit den Nachbarn Schritt halten wollte, musste eine offenere Gesellschaft und ein offeneres Wirtschaftsleben akzeptieren und mehr Raum für Neuerungen lassen.

Sofern diese Bedingungen lange genug gegeben sind, erwachsen daraus Entdeckungen und Errungenschaften, die ihrerseits neue Entdeckungen und Errungenschaften ermöglichen und von daher für einen Quantensprung in der Technik und beim Lebensstandard sorgen. In den vergangenen 200 Jahren ist die Lebenserwartung weltweit von dreissig auf über siebzig Jahre gestiegen, und extreme Armut konnte von 90 auf 9 Prozent reduziert werden.

Offenheit ist das grösste Plus der Menschheit. Überall dort, wo wir sie zulassen, wird sie weiterhin für Wohlstand und technologischen Fortschritt sorgen – einschliesslich Antworten auf den Klimawandel und Impfstoffen für neue Krankheiten.



Das Problem ist nur, dass wir Offenheit nicht besonders gut finden.

Wenn man die letzten 300 000 Jahre des Homo sapiens auf einen 24-Stunden-Tag verdichten könnte, wären die 200 Jahre, in denen sich nahezu alle Entwicklungen ereigneten, die letzte Minute. Die allerbeste Minute, diejenige Minute, in der unsere Sicherheit, unsere Gesundheit, unser Wohlstand und der technologische Fortschritt entstanden. Diese Minute ist aber nicht das Ergebnis unseres Gehirns, unserer Instinkte und Haltungen. Die bildeten sich in den vorangegangenen 86 340 Sekunden heraus. Und natürlich ist unsere Prähistorie viel, viel älter.

Offenheit ermöglicht ein Leben, das unsere Stammesvorfahren nur mit grösster Mühe verstehen würden. In 99,9 Prozent unseres Daseins erlebten die Menschen nicht, dass der Umgang mit Fremden zu Fortschritt und Innovationen führte und für beide Seiten vorteilhaft war. Für die meisten Menschen war es ein Nullsummenspiel: Der Vorteil des einen war für den anderen ein Verlust. Mehr für den anderen bedeutete weniger für mich. Wenn sich unser Denken unter solchen Bedingungen entwickelte, ist es kein Wunder, dass es sich dementsprechend angepasst hat. Wenn heutzutage jemand reich ist, sind wir misstrauisch und denken insgeheim, dass er uns bestohlen hat. Wenn Ausländer oder fremde Nationen erfolgreich sind, glauben wir, dass dies auf ungerechten Handelsbeziehungen beruht. Dass Wirtschaftswachstum heutzutage fast allen zugutekommt und Handelsabkommen nur dann geschlossen werden, wenn sie für beide Seiten vorteilhaft sind, interessiert nicht. Man ist einfach misstrauisch.

### Riskante Innovationen

Das Gleiche gilt für Innovation. Warum lehnen so viele Menschen beispielsweise genetisch veränderte Agrarprodukte oder Biomedizin instinktiv ab, obwohl diese Technologien unser Leben deutlich verbessern könnten? Ein Grund ist, dass Innovationen riskant sind und

*Indem wir lernten, Raubtiere mit Steinen zu bewerfen, stiegen wir an die Spitze der Nahrungskette.*

nicht immer den gewünschten Erfolg bringen. Wenn in einer Situation, in der das Land einen Stamm nur mit Mühe ernährt, jemand daherkommt und eine andere Verwendung des Saatguts vorschlägt und einen ungewohnten Fruchtwechsel einführen will, mit dem man möglicherweise eine bessere Ernährung erreichen könnte – warum sollte man das Risiko eingehen, wenn ein Scheitern Hungersnot bedeuten würde? Dann lieber mit dem vorliebnehmen, was man kennt.

Der Konflikt zwischen dem Offenen und dem Geschlossenen in unserer modernen Welt ist im Grunde das Ergebnis unserer Doppelnatur. Wir sind Händler und Stammesangehörige. Der Homo sapiens eroberte die Welt durch Kommunikation, Kooperation und Austausch. Indem wir lernten, Raubtiere durch koordiniertes Vorgehen einzukreisen und sie mit Steinen zu bewerfen, stiegen wir bald an die Spitze der Nahrungskette. Kein Lebewesen würde uns je wieder bedrohen – ausgenommen Stammesverbände, die noch geschickter zusammenarbeiteten.

So lernten wir, gegenüber anderen Gruppen ausserordentlich wachsam und uns des Risikos bewusst zu sein, dass sie uns möglicherweise unterwerfen oder töten könnten. Deshalb ist es so verlockend, die Menschen in «wir» und «sie» einzuteilen und sich das Verhältnis zu ihnen als Nullsummenspiel vorzustellen.

Bei einem interessanten Experiment (Henri Tajfel, 1986) zeigte man Schülern Bilder von Wassily Kandinsky und Paul Klee und bat sie, ihre Präferenzen anzugeben. Anschliessend wurden die Probanden entsprechend ihrer Präferenz in zwei Gruppen eingeteilt. Als «Kandinsky-Fans» dann Geldbeträge an andere, ihnen unbekannte Personen verteilen sollten, zogen sie andere «Kandinskys» den «Klees» vor, obwohl sie die Begünstigten nicht kannten und ihnen später auch nie begegnen würden.

Das war nicht bloss eine Form von Gruppenegoismus auf Grundlage einer trivialen Gemeinsamkeit. Die Probanden wollten einen möglichst grossen Unterschied zwischen Angehörigen der beiden Gruppen herstellen, selbst wenn das geringere Belohnungen für die Mitglieder der eigenen Gruppe bedeutete. Es ging ihnen nicht darum, den Vorteil der eigenen Gruppe zu maximieren, sondern darum, «die anderen» spürbar zu bestrafen. Das gleiche Ergebnis ist übrigens selbst dann zu beobachten, wenn die Probanden wissen, dass die Gruppen vollkommen zufällig zusammengestellt sind. Sich als Angehöriger einer Gruppe zu denken, weckt in uns den Wunsch, stärker zu sein als «die anderen». Das leuchtet auch ein, wenn man bedenkt, dass unser Stammesdenken sich in viel gefährlicheren Zeiten herausbildete, als das Zusammenhalten im Kampf gegen die anderen wichtiger für das Überleben war als Fortschritt.

Dieses Gruppenverhalten wird manchmal als «Vladimir's choice» bezeichnet, nach einem osteuropäischen Märchen. Gott erscheint Wladimir, einem armen Bauern, und verspricht ihm, einen Wunsch zu erfüllen, fügt jedoch einschränkend hinzu: «Was immer ich dir erfülle, wird deinem Nachbarn Iwan doppelt erfüllt werden.» Wladimir denkt eine Weile nach und strahlt plötzlich über das ganze Gesicht: «Gut, dann reiss mir ein Auge heraus.»

Als Individuen handeln wir natürlich nicht so, weshalb Wladimirs Entscheidung auch so merkwürdig anmutet. Aber kollektiv handeln wir so, wenn wir Situationen als Kampf zwischen rivalisierenden Gruppen verstehen – zwischen Reich und Arm, Jung und Alt, Katholiken und Protestanten, Einheimischen und Zuwanderern. Ein solches Framing ruft den Stammesangehörigen in uns wach. Plötzlich ist uns maximale Differenz wichtiger als maximaler Profit.

### Geschichte wiederholt sich nicht

Deshalb ist das alte Klischee, dass wir als Individuen böse und rücksichtslos sein mögen, als Wahlvolk aber eine Art aufgeklärte Harmonie erreichen, völlig unsinnig. Als Individuen sind wir bestrebt, möglichst viele Chancen zu haben und im Umgang mit Fremden möglichst viele gegenseitige Vorteile zu schaffen, doch als

*Als Individuen sind wir bestrebt, im Umgang mit Fremden möglichst viele gegenseitige Vorteile zu schaffen.*

Stamm beziehungsweise Partei sind wir eher daran interessiert, «die anderen» zu besiegen. Und deshalb ist es vernünftig, möglichst viele Entscheidungen dem Einzelnen zu überlassen und nicht an den Staat zu delegieren.

Offenheit führt immer wieder zu Gegenreaktionen, zumal in unruhigen Zeiten: in Wirtschaftskrisen, bei Naturkatastrophen – oder während einer Pandemie. Ausserdem ist in Gesellschaften oft der Kampf- oder Flucht-Impuls zu beobachten. Wir suchen Sündenböcke, brechen Konflikte mit anderen vom Zaun, verstecken uns hinter steinernen Mauern oder Zollschranken und suchen unser Heil bei Machtmenschen. Es braucht nicht viel Angst, um Stammesinstinkte in uns zu wecken. Schon ein Horrorfilm löst Zusammengehörigkeitsgefühle unter den Zuschauern aus.

Das ist kein Wunder, denn in 99,9 Prozent unseres Daseins hat der Mensch Probleme durch Kämpfen und Weglaufen gelöst, aber das ist ausgesprochen kontraproduktiv in einer komplexen Welt mit komplexen Problemen. Wir können Herausforderungen wie etwa Viren, sinkende Produktivität oder Überalterung nicht mit Gewalt lösen. Es geht nur mit mehr Offenheit, mehr Wissen und mehr Kooperation.

Aber erklären Sie das mal Ihrem Steinzeitgehirn. Die Geschichte wiederholt sich nicht – im Unterschied zur menschlichen Natur.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork  
Der schwedische Schriftsteller Johan Norberg («Das kapitalistische Manifest») studierte Philosophie, Literatur- und Politikwissenschaften an der Universität Stockholm. Jüngst von ihm erschienen: «Fortschritt – Ein Motivationsbuch für Weltverbesserer». Finanzbuch, 272 S., Fr. 29.90

# Kap der letzten Hoffnung

Eine einzige Provinz Südafrikas wird noch immer von Weissen und Mischlingen beherrscht. Der Unmut über die Zentralregierung ist gross. Viele Bürger liebäugeln mit der Unabhängigkeit.

Wolfgang Drechsler

**W**ir befinden uns im Jahr 2020. Ganz Afrika wird von dunkelhäutigen Menschen regiert. Ganz Afrika? Nein ... An der äussersten Südspitze des Kontinents hält noch eine von einem weissen Premier regierte Provinz aus.

Wie in einer Sanduhr ist die Herrschaft der Weissen in Afrika weggerieselt – von Kenia über Simbabwe (ehemals Rhodesien) und Namibia bis hinab nach Südafrika in die westliche Kap-provinz. Ausgerechnet am Kap der Guten Hoffnung, dort, wo 1652 mit der Ankunft der Niederländer die weisse Landnahme begann, herrscht Afrikas letzter weisser Premier. Sein Name: Alan Winde.

## Satte Mehrheit

Über 25 Jahre nach dem Ende der Apartheid ist Westkap die einzige der neun südafrikanischen Provinzen, die nicht von dem ansonsten überall im Land klar dominanten Afrikanischen Nationalkongress (ANC) regiert wird, sondern von der liberalen Demokratischen Allianz (DA). Die Region sei die einzige Ecke Südafrikas, so klagte einst selbst Freiheitsikone Nelson Mandela, «in der die Befreiung noch aussteht». Doch genau das scheinen die fast sechs Millionen Bewohner der Region inzwischen ganz anders zu sehen. Angesichts des scheinbar unaufhaltsamen Niedergangs Südafrikas unter der früheren Widerstandsbewegung mehrten sich dort die Stimmen, die eine stärkere Autonomie von Westkap fordern, womöglich gar eine Abspaltung.

Erst gerade ergab eine Meinungsumfrage, dass fast drei Viertel der Bewohner von Westkap glauben, Südafrika bewege sich in die falsche Richtung. Käme es zu einem Referendum, wäre es demnach wahrscheinlich, dass eine satte Mehrheit für eine Abspaltung der Provinz votieren würde.

Kräftig an Fahrt gewonnen hat die Debatte zuletzt während der Corona-Pandemie, die in Westkap unter dem effizienten Premier Winde und seiner Partei weit besser bewältigt wurde als im vom ANC beherrschten übrigen Land, wo Chaos und eklatante Korruption, etwa bei der



Wesentlicher Unterschied: Westkap.

Verteilung der Schutzmasken, an der Tagesordnung waren. Der Erfolg von Westkap bei der Corona-Bekämpfung wurmt den ANC genauso sehr wie die Tatsache, dass Südafrikas Parlament jedes Jahr in Kapstadt zusammenkommt, der einzigen Stadt des Landes, die nicht von der Partei kontrolliert wird. Diese Schmach wurde noch dadurch verstärkt, dass die Liberalen ab 2009 nach Kapstadt auch im umliegenden Westkap dreimal in Folge mit deutlichen Mehrheiten gewannen.

## «Tiefer als die Narbe der Apartheid»

Dass eine solche Konstellation in einem Land möglich ist, in dem der ANC noch immer vom Bonus des «Befreiers» zehrt und die meisten Menschen deshalb auch strikt nach Hautfarbe statt Interessen wählen, hat historische Gründe. So unterscheidet sich Westkap in einem ganz wesentlichen Punkt vom übrigen Südafrika: Nur hier stellen die Schwarzen nicht die Mehrheit. Nach Rassen aufgeschlüsselt, sind etwa die Hälfte der Bewohner sogenannte Mischlinge oder «Coloureds», 15 Prozent sind Weisse und nur knapp ein Drittel Schwarze.

Interessanterweise haben die Mischlinge, gestern noch als Stiefkinder der Rassentrennung diskriminiert, fast geschlossen für die DA gestimmt. «Die Angst vor einer schwarzen Regierung», sagt ein ANC-Funktionär selbstkritisch,

«sitzen nach dem, was in Afrika nach der Machtübernahme fast überall geschehen ist, bei den meisten Mischlingen tiefer als die Narbe der Apartheid.»

Es gibt vor allem einen Grund, der viele braune Südafrikaner empört: *affirmative action*, also Massnahmen, die eigentlich die Apartheidbedingten Ungerechtigkeiten der Vergangenheit austarieren sollten. Nicht wenige halten diese Politik für kaum mehr als eine Art umgekehrter Diskriminierung. In der Theorie soll die Politik zwar den Südafrikanern zugutekommen, die unter der Apartheid litten: Schwarzen, Mischlingen, Indern. In der Praxis profitieren jedoch fast nur Schwarze und fast ausschliesslich politisch gutvernetzte Mitglieder des regierenden ANC. «Früher waren wir nicht weiss genug», sagen viele Mischlinge, «heute sind wir nicht schwarz genug.»

## Mischlinge werden diskriminiert

Vor allem aber ignoriert die *affirmative action*-Politik des ANC die Demografie von Westkap. Dies bedeutet, dass nun auch die Mischlinge diskriminiert werden, die in Westkap etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, aber nur 9 Prozent auf nationaler Ebene. Weil die Gesamtdemografie des Landes einfach auf die jeweiligen Regionen übertragen wird, sollen Farbige in Westkap auch nur 9 Prozent der Stellen besetzen, unabhängig vom ganz anderen ethnischen Mix.

Losgelöst von den sozialistischen Fantasien des ANC könnte Westkap sein Schicksal im Fall einer Sezession selbst in die Hand nehmen und zumindest langfristig florieren, glaubt der renommierte Kommentator R. W. Johnson. Je tiefer Südafrika wirtschaftlich falle, desto lauter dürften die Rufe werden. Zumal die immer häufigeren Proteste gegen die Vetternwirtschaft des ANC ein deutliches Indiz dafür sind, dass auch die schier unendliche Geduld der schwarzen Südafrikaner mit ihren vermeintlichen Befreiern allmählich zu Ende geht.

Wolfgang Drechsler ist Afrikakorrespondent mehrerer deutscher Tageszeitungen, darunter *Der Tagesspiegel* und *Handelsblatt*, und lebt seit 1991 in Südafrika.



# Die Schweiz wächst zusammen

Die Romands entdecken das Appenzell und freuen sich, dass zwei Zürcher Boulevardmedien in die Westschweiz expandieren. Es hat sich etwas verändert im Land.

Jürg Altwegg

Der Röstigraben ist aus dem Weltbild der Romands kaum wegzudenken, ein hartnäckiges Leid- und Leitmotiv westschweizerischer Landesbetrachtung. Vor kurzem wurde der Graben in den Nachrufen auf den früheren Fussball-Nationaltrainer Paul Wolfisberg zitiert, allerdings in ungewohnter, geradezu programmatischer Form: «L'adieu au Röstigraben», titelte *Le Temps*.

Die Schlagzeile bezog sich auf Wolfisberg, der die Nationalmannschaft als gesamtschweizerisches Unternehmen verstand, steht aber auch für einen Klimawandel, der die Romandie erfasst hat. Lange wurde dort reflexartig der Röstigraben bemüht, um Differenzen zur Deutschschweiz zu beschreiben, oftmals ohne grossen Erkenntnisgewinn. In der Corona-Zeit wich das Klischee echter Faszination für die Nachbarn jenseits der Saane.

## Und sie kommen wieder

Besondere Aufmerksamkeit erfuhr das Appenzellerland, das von der Pandemie kaum betroffen war. Die verschonte Region entwickelte sich in der Westschweiz zum Sehensort. Den ganzen Sommer über zog es die

## In der Corona-Zeit wich das Klischee echter Faszination für die Nachbarn jenseits der Saane.

Welschen dorthin. «Des Romands en masse», bilanzierte die *Tribune de Genève*. Beziffern kann der Direktor von Appenzellerland Tourismus, Andreas Frey, den Boom zwar nicht, sagt aber: «Ein Blick auf die Autokennzeichen genügt. Massenhaft waren die Genfer, Waadtländer und Freiburger gekommen.»

Und sie kommen wieder. Zum Semesterbeginn schickte die Genfer Universität die unerschrockene Avantgarde ihrer angehenden Pädagogen in den Thurgau. In Berg-Birwinken, Weinfeldern und Neukirch fühlten sich die Studenten herzlich willkommen, meldet die Pädagogische Hochschule Thurgau. Hanna Götz vom Schulzentrum Martin Haffter schwärmt:

«Für mich ist der Besuch aus der Westschweiz Gold wert. Ich geniesse den Austausch: «Wie ist es bei dir in Genf? Macht ihr das auch so?»»

Nach dieser Vorhut setzen auch Repräsentanten hoher Instanzen Genfs zum grossen Sprung an. Isabelle Graesslé kandidiert bei den Reformierten für die Nachfolge von Gottfried Locher. Graesslé hat das als «Museum des Jahres» ausgezeichnete Musée international de la Réforme aufgebaut und wurde als erste Frau an die Spitze der Genfer Kirche berufen. Der als unerbittlich beschriebene Generalstaatsanwalt des Kantons Genf, Olivier Jornot, aspiriert auf die Stelle von Ex-Bundesanwalt Michael Lauber.

## Auch in der Ablehnung vereint

Im Gegenzug wollen die Zürcher Nachrichtportale *Blick* online und *Watson* die Westschweiz erobern und Brücken über den Röstigraben bauen. Die freundliche Aufnahme zeigt, wie entkrampft das Verhältnis inzwischen ist. Die Reaktion auf die Expansionspläne hätte noch vor kurzem ganz anders geklungen, etwa so: «Kolonialismus!»

Der Ärger über den Aufkauf von Printmedien durch Deutschschweizer Verlage ist in der Romandie verflogen. Zwischen den Medienunternehmen gibt es keinen Röstigraben mehr. Auch in der Deutschschweiz ist man bereit, finanzielle Hilfe vom Staat zu akzeptie-

ren. Reiche Genfer wollen Ringier mit Geld von Rolex *Le Temps* abkaufen und in eine Stiftung überführen, ein Zeichen gewachsenen westschweizerischen Selbstbewusstseins.

Auch in der Ablehnung ist man vereint. Beidseits der Sprachgrenzen wächst die Wut auf die SRG, nicht nur wegen des Abbaus von Sport- und regionalen Programmen. Deren Online-Strategie orientiert sich am Jugengeschmack, den *Watson* sehr viel besser trifft. Dass die SRG wacker an ihrem Niedergang arbeitet, ist auch in der Westschweiz eine weitverbreitete Ansicht. Der Boulevard wartet nur darauf, die Radio- und Fernsehanstalt bei der nationalen Identitätsstiftung zu überholen.

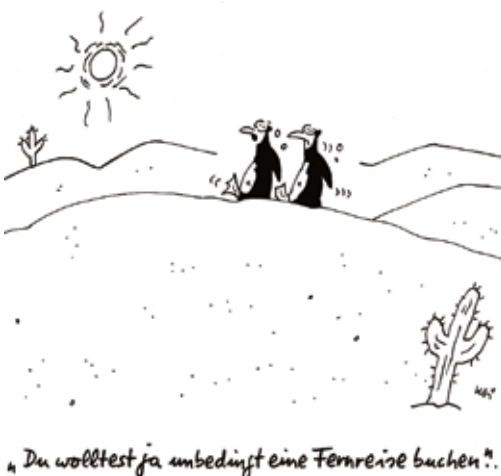
Am ehesten sind sich Deutschschweizer und Romands noch im Fussball fremd. Unter Trainer Vladimir Petkovic laufen kaum welsche Spieler für die Nationalmannschaft auf. Dass es anders geht, hat Paul Wolfisberg vorgemacht.

## Ähnlich links

Die Schweiz wächst zusammen. Das zeigte sich auch Ende September bei den nationalen Abstimmungen, wo die Deutschschweizer ähnlich links votierten wie die Romands. Etwas hilflos wurde versucht, den Verlust des Röstigrabens mit einem «Wolfsgraben» zu kompensieren. Dies deshalb, weil bei der Abstimmung über das Jagdgesetz Stadt und Land gegenteiliger Meinung waren.

Dieser Graben verläuft allerdings nicht der Sprachgrenze entlang, sondern zieht sich ebenso durch die Romandie, wenn auch in abgeschwächter Form. Trotzdem bedeutet diese gleichläufige Entwicklung eine weitere Annäherung der deutsch- und französischsprachigen Landesteile.

Auch sonst ist die Romandie nicht der einheitliche politische Block, als der sie, von der Deutschschweiz aus betrachtet, manchmal erscheint. Ein Beispiel ist der freiburgische Greyerzbezirk. Die Lokalzeitung *La Gruyère* schreibt, seit 2014 sähen die Abstimmungsergebnisse in der Gemeinde Bellegarde regelmässig anders aus als im Rest des Bezirks, nämlich «wie in Appenzell».



# «Trump will einen Deal mit Teheran»

Der langjährige amerikanische Nahostberater Dennis Ross warnt die Palästinenser, spricht über eigene Fehler und sagt, warum Israel seinem Ex-Chef, Barack Obama, nicht über den Weg traute.

Pierre Heumann

**D**ennis Ross hat im Auftrag der US-Präsidenten Clinton, Bush und Obama so intensiv wie wenige andere den Nahen Osten bereist, unermüdlich auf der Suche nach einem Durchbruch bei Friedensverhandlungen. Warum das zu seiner Zeit nicht geglückt ist, legt er im Gespräch mit der *Weltwoche* dar. Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und den arabischen Staaten war bisher stets an die Bedingung geknüpft, dass die Israelis und Palästinenser miteinander ins Reine kommen. Unter Präsident Trump wurde die Reihenfolge umgekehrt. Mit Erfolg: Jerusalem hat mit den Vereinigten Arabischen Emiraten und Bahrain diplomatische Beziehungen aufgenommen, bevor der Konflikt mit den Palästinensern gelöst ist.

**Weltwoche:** Dennis Ross, warum war Präsident Trump erfolgreich, wo seine Vorgänger und Sie als Unterhändler gescheitert sind?

**Ross:** Ich glaube nicht, dass das etwas mit Trump zu tun hat.

**Weltwoche:** Sondern?

**Ross:** Die Normalisierung begann schon vor Trump. Die Emirate und andere Golfstaaten unterhalten seit mehr als einem Jahrzehnt Beziehungen zu Israel. Neu ist lediglich, dass das jetzt öffentlich gemacht wurde.

**Weltwoche:** Weshalb geschah das gerade jetzt?

**Ross:** Ironischerweise war es die Ankündigung von Premier Benjamin Netanjahu, Teile des Westjordanlands zu annektieren: Die Emirate befürchteten, dass das in der Region zu einem Wutausbruch führen könnte, was sowohl der Iran, die Islamisten als auch die Türkei ausgenutzt hätten. Deshalb beschlossen die Emirate, ihre Beziehungen zu Israel bekanntzugeben, stellten aber die Forderung, dass Israel auf die Annexion verzichte.

**Weltwoche:** An einer Konferenz\* sprachen Sie neulich von einem neuen Paradigma.



«Erosionseffekte wie seinerzeit in der Sowjetunion»: Spitzendiplomat Ross.

**Ross:** Wegen der neuen strategischen Landschaft in der Region sehen die sunnitischen Staaten Israel nun als natürlichen strategischen Partner. Zweitens ist die Normalisierung der Beziehungen der Emirate und Bahraims mit Israel ein Zeichen an die Palästinenser, dass man am Golf nicht mehr länger auf sie warten will. Denn es gibt ein ganzes Bündel von Herausforderungen, die die arabischen Staaten dringend bewältigen müssen.

**Weltwoche:** Und die wären?

**Ross:** Neu ist vor allem, dass sich die Araber weniger als früher auf die USA verlassen. Trump hat ja deutlich gemacht, dass er sich aus der Region zurückziehen will. Als zum Beispiel vor einem Jahr wichtige Ölanlagen Saudi-Arabiens durch den Iran angegriffen wurden, blieben die USA passiv. Die Elite hat zudem begriffen, dass sie die Bedürfnisse der

Bevölkerung befriedigen muss, weil es sonst zu Unruhen kommen könnte.

**Weltwoche:** Was hat das Umdenken ausgelöst?

**Ross:** Covid-19. Die Epidemie hat enorme wirtschaftliche Implikationen. Zudem führt der Klimawandel zu Dürren und Wasserknappheit, was sich negativ auf die Landwirtschaft und die Nahrungsmittelsicherheit auswirkt. Für all diese Probleme bietet Israels Hightech-Industrie exzellente Lösungen. Deshalb haben die Emirate nach der Normalisierung die wirtschaftliche und wissenschaftliche Kooperation mit Israel sehr schnell aufgenommen.

**Weltwoche:** Halten Sie es für möglich, dass Saudi-Arabien demnächst ebenfalls die Beziehungen zu Israel normalisieren wird?

**Ross:** Das glaube ich nicht.

**Weltwoche:** Saudi-Arabiens ehemaliger und immer noch einflussreicher Botschafter in Washington, Prinz Bandar bin Sultan, lancierte in der vergangenen Woche allerdings prominent in den Medien platzierte Kritik gegen

die Palästinenser. Er warf ihnen unter anderem vor, alle Chancen für einen Frieden verpasst zu haben. Würden Sie dieser Einschätzung als profunder und langjähriger Kenner des Nahen Ostens zustimmen?

**Ross:** Als ich Bandar einmal vorab über die unter Präsident Bill Clinton ausgehandelten Vorschläge informierte, die den palästinensischen Forderungen weitgehend entgegenkamen, sagte mir Bandar: «Wenn sie das ablehnen, wäre das nicht nur ein Fehler. Es wäre ein Verbrechen.» Aber solche Dinge werden nie öffentlich gesagt, sondern bloss in privaten Gesprächen. Bandars Kritik an die Adresse der Palästinenser signalisiert jetzt, dass er das Abkommen der beiden Golfstaaten mit Israel gutheisst. Aber vorerst werden die Saudis eine Politik der kleinen Schritte vorziehen, ohne das an die grosse Glocke zu hängen.



**Weltwoche:** US-Regierungen haben während Jahren einen Regimewechsel in Teheran gefordert. Ist das realistisch?

**Ross:** Nein. Dieses Regime bleibt.

**Weltwoche:** Vielleicht haben Sie im Jahr 2009 eine Chance verpasst? Beim damaligen Aufstand der iranischen Jugend gegen die Herrschaft der Mullahs rieten Sie Präsident Barack Obama, der Opposition nicht zu helfen.

**Ross:** Das war, aus heutiger Sicht, vermutlich ein Fehler. Wir hatten damals zwei sich widersprechende Informationen. Die Anführer des Aufstandes im Iran sagten uns, ein Eingreifen der USA würde die Bewegung diskreditieren, während uns die iranische Opposition im Ausland aufforderte, uns aktiv einzusetzen. Obama beschloss darauf, sich auf die Stimmen im Iran zu verlassen und den Aufstand nicht zu unterstützen.

**Weltwoche:** Wie schätzen Sie die Lage heute ein?

**Ross:** Es lassen sich wie seinerzeit in der Sowjetunion Erosionseffekte beobachten, weil nur noch diejenigen an die Ideologie des Regimes glauben, die von ihm profitieren. Das Regime setzt die Polizei und die Sicherheitskräfte

*«Man wird überrascht sein, welche Zugeständnisse er gegenüber dem Iran machen wird.»*

ein, um sich an der Macht zu halten. Die Bedürfnisse der Bevölkerung kommen zu kurz, was zu einer Entfremdung zwischen der Elite und dem Volk führt. Bereits zeichnen sich erste Risse bei den Sicherheitskräften ab.

**Weltwoche:** Das klingt aber so, als würden Sie einen baldigen Regimewechsel in Teheran erwarten?

**Ross:** Nein, das ist ein langer Prozess, der zwanzig oder sogar dreissig Jahre dauern kann.

**Weltwoche:** Trumps Verschärfung der Sanktionen könnte das Ende beschleunigen.

**Ross:** Seine Politik des maximalen Drucks macht es dem Regime zwar schwerer, das Land zu managen, weil sie andere Fehlleistungen wie die Korruption verschärft. Wenn aber Trump an der Macht bleibt, wird man überrascht sein, welche Zugeständnisse er gegenüber dem Iran machen wird.

**Weltwoche:** Wie meinen Sie das?

**Ross:** Er will einen Deal mit Teheran. Vermutlich wird er nicht direkt mit den Ajatollahs sprechen, weil das zu sehr nach einer Niederlage aussehen würde. Aber Trump könnte die Russen einschalten, vielleicht auch Macron. Trump möchte am Ende von sich sagen können, dass er ein besseres Resultat erzielt habe als Obama.

**Weltwoche:** Welchen Fehler hat Obama denn Ihrer Meinung nach mit dem Atom-Deal gemacht?

**Ross:** Er hat den Willen Teherans, Nuklearwaffen zu besitzen, unterschätzt. Er unternahm nichts, um die Atompläne des Iran für immer aus der Welt zu schaffen. Zudem wurden im Vertrag die regionalen Aggressionen Teherans nicht angesprochen.

**Weltwoche:** Sie sprechen damit Teherans Unterstützung für schiitische Milizen in Syrien, im Irak, im Libanon und im Jemen an.

**Ross:** Genau. Schliesslich war es ein Fehler, weder Israel noch die Golfstaaten in die Verhandlungen mit einzubeziehen oder sich nicht wenigstens mit ihnen zu beraten. Das sorgte für Misstrauen und böses Blut. Als Obama öffentlich über den Durchbruch beim Atom-Deal informierte, war ich zufällig bei Netanjahu in Jerusalem. Und Netanjahu sagte mir, dass ihm die Amerikaner bei einem Briefing eine Woche zuvor nichts davon gesagt hätten.

**Weltwoche:** Herr Ross, Sie haben während zwölf Jahren versucht, Frieden im Nahen Osten zu stiften. Welche Bilanz ziehen Sie?

**Ross:** Habe ich erreicht, was ich wollte? Nein. Aber immerhin habe ich erreicht, dass die Israelis und Palästinenser nach Jahrzehnten begonnen haben, miteinander zu sprechen und zu verhandeln. Und wenn ich das mit früheren Konflikten in Europa vergleiche, ist dieses Ergebnis an sich gar nicht so schlecht. Denn anders als früher in Europa stehen sich beim israelisch-palästinensischen Konflikt zwei nationale Bewegungen gegenüber, die dasselbe Stück Land beanspruchen. Man kann den Streit also nicht einfach lösen, indem man die Grenzen etwas anders zieht. Wobei ich mich gut erinnere, was mir seinerzeit Jitzhak Rabin über die Friedensgespräche gesagt hatte ...

**Weltwoche:** ... Israels Premier, der ermordet wurde, weil er mit den Palästinensern einen Friedensvertrag angestrebt hatte.

**Ross:** Er wisse, dass Israel mehr Konzessionen machen müsse als die Palästinenser. Aber er müsse sicherstellen, dass auch die Palästinenser zu Schritten bereit seien, die sie grosse Überwindung kosteten.

\* Am 25. September, an einer Elnet-Konferenz. Elnet ist ein Netzwerk für europäisch-israelische Beziehungen.



## INSIDE WASHINGTON Poker um Richter

Ein kurzes Quiz für Polit-Junkies. Wer hat Folgendes gesagt?

1. «Neun [Richter am Obersten Gerichtshof] scheint eine gute Zahl zu sein. Das ist schon seit langer Zeit so. Ich glaube, es war eine schlechte Idee, als Präsident Franklin Roosevelt versuchte, das Gericht aufzustocken.»
2. «Nein, ich bin nicht bereit, weiterhin zu versuchen, das Gericht aufzustocken.»
3. «Ich würde nicht damit anfangen, das Gericht aufzustocken [...] Wir beginnen, jegliche Glaubwürdigkeit zu verlieren, die das Gericht hat.»

Die Antworten: 1. Die (jüngst verstorbene) Richterin Ruth Bader Ginsburg; 2. Der demokratische Präsidentschaftskandidat Joe Biden; 3. Wieder Biden. Alle Aussagen stammen aus dem letzten Jahr.

Knapp drei Wochen vor dem Wahltag haben die Demokraten eine neue Runde fadenscheiniger Angriffe auf ihre republikanischen Gegner lanciert, indem sie ihnen vorwerfen, das Gericht «aufzustocken» – eine eklatante Fehlinterpretation des Begriffs. «Packing the court» bezieht sich auf die Erhöhung der Zahl der Richter und nicht auf die Besetzung freier Stellen. Derweil drohen die Demokraten damit, den Obersten Gerichtshof tatsächlich aufzustocken, falls die Republikaner Amy Coney Barrett als Richterin bestätigen und die Demokraten die Kontrolle über den Senat zurückgewinnen. Denn so könnten sie die Mehrheit der konservativen Richter brechen.

Der Oberste Gerichtshof zählt seit über 150 Jahren neun schwarze Roben. ABC News berichtet, dass die Öffentlichkeit dies «mit grosser Mehrheit» – 54 zu 32 Prozent – beibehalten will. Biden allerdings hält seine gegenwärtige Meinung dazu geheim und sagt den Wählern: «Sie werden meine Position zur Gerichtsaufstockung am Tag nach der Wahl erfahren» – zuversichtlich, dass die Medien ihn nicht darauf behaften werden. Damit dürfte er kaum falschlügen.

Amy Holmes

# Die unsterbliche Leichtigkeit der Holly Golightly

1961 spielte Audrey Hepburn in «Breakfast at Tiffany's» den noch ungelebten Traum vieler amerikanischer Frauen – jenen der Selbstbestimmung. Eine Ode an Holly.

Michael Bahnerth

**G**anz selten wächst die Traumfabrik Amerikas in Hollywood über sich hinaus und führt einen noch schlummern-den Traum in einen realen Wachzustand. Einen Traum, der die Menschen verändern wird und das Land. Nach nur neunzig Minuten Film sind ein paar wesentliche Dinge nicht und nie mehr, wie sie waren.

Es war das Jahr 1961, und der Film hiess «Breakfast at Tiffany's». Jenseits der Leinwand wechselte die Welt gerade von Schwarz-Weiss auf Farbe. John F. Kennedy wird Präsident, zuerst ein Russe und dann ein amerikanischer Affe reisen ins All, umkreisen die Erde und kommen lebend zurück, Hemingway erschießt sich, die Antibabypille kommt auf den Markt, Muhammad Ali heisst noch Cassius Clay, es gibt Playboys, Diven, Männer mit Hüten und Frauen mit Handschuhen und die ersten Hipster.

Und Holly Golightly betritt die Welt. Morgens um fünf Uhr früh, sie steigt in der 5th Avenue aus einem Taxi, durch die leere Strasse rauscht eine Melodie, «Moon River», Holly steigt aus dem Taxi, sie trägt ein Kleid von Givenchy, das die Welt so noch nie gesehen hat, «das kleine Schwarze». Die Haare hat sie hochgesteckt, ihre Augen sind hinter einer grossen, schwarzen Sonnenbrille verborgen, und schwarze Handschuhe gehen ihr bis über die Ellbogen. Um ihren gazellenartigen Hals liegt ein schweres Collier aus falschen Steinen, und so läuft sie über die Strasse zu den Schaufenstern des Juweliergeschäfts Tiffany & Co. Sie steht dort, kramt einen Doughnut aus einer Papiertüte und einen Becher Kaffee und schaut sich den schönsten und teuersten Schmuck der Welt an.

## Prinzessin unter der Sonne

So beginnt die Geschichte von Holly Golightly, dieser jungen Frau, die nach New York gekommen ist, um ältere Männer mit viel weniger Ansprüchen als Geld zu eskortieren und den reichsten unter ihnen zu heiraten. Wenn sie ihren halbgreisen Millionär gefunden hätte, würde sie sich all die Diamanten kaufen, von denen sie glaubt, dass sie ihr Leben viel glück-

licher machen würden als Menschen, als Männer es je vermöchten.

Holly kommt aus Kansas, ist ein mit einem älteren Doktor verheiratetes Flittchen, das sich irgendwann mit mittelmässigen Männern über die Staatsgrenze hinausgeschlafen hat und in New York ihren Traum wie Brillanten funkeln lassen möchte. Danach würde sie irgendwo und für immer im Luxus leben.



*Unantastbare Unabhängigkeit:*  
Holly Golightly (Audrey Hepburn).

An diesem Morgen um fünf Uhr hat sie Angst. Ein weiterer ihrer potenziellen Glücksbringer ist abgesprungen. Sie ahnt langsam, dass sie selbst wie ein Schmuckstück ist, das man nach Belieben an- und ablegen kann. Ihr Traum ist gerade so leer und voller Einsamkeit wie die 5th Avenue um diese Zeit. Sie hat mehr als den «Blues», weil den Blues, wie Holly sagt, «bekommt man, wenn man fett wird oder weil

es vielleicht zu lange geregnet hat. Dann ist man halt traurig.» Holly hat Angst, «the mean reds», wie sie das nennt: «Plötzlich hast du Angst und weisst gar nicht wovor. Und dann steige ich in ein Taxi und steige bei Tiffany's aus. Es gibt dir das Gefühl, dass dir hier nichts passieren kann.»

Das ist die eine Seite von Holly, diese traurige und triste und vergebliche Suche ihres Traumes. Es ist, auch, eine mittelgrosse Verzweiflung, die sie mit Millionen anderen jungen Frauen teilt. Dieses Nichtbekommen der plötzlichen Erlösung von allem, dieser Möglichkeit, zwar dieselbe zu sein, aber doch eine ganz andere; kein kleines, tapferes Mädchen im Schatten des Lichts, sondern eine Prinzessin unter der Sonne.

## Hinter der dunklen Sonnenbrille

Was Holly damals 1961 auf der Leinwand erlebte, war ein fast schon rücksichtsloser Kampf für ihren Traum, für den sie bereit war, ihren Körper einzusetzen, nicht aber ihre Seele, die oft, oft hinter der dunklen Sonnenbrille verborgen blieb. Für den sie piffte auf alle gängigen Moralvorstellungen, auf das, was andere von ihr hielten, und ein Leben lebte nur für sich. Und nicht für einen Mann, für Kinder, für die Kirche und für eine Küche.

Holly war vielleicht der erste Star unter den Feministinnen, weil sie, wenn auch nur auf der Leinwand, eine unantastbare Unabhängigkeit und eine sexuelle Freizügigkeit lebte und ein Dasein führte, das sie in Kurzform auf ihre Visitenkarte hatte drucken lassen: «Holly Golightly, auf Reisen». Und Holly ist und bleibt die hübscheste, die humorvollste und vor allem die am besten angezogene Freiheitsverfechterin aller Zeiten.

Sie war der Zauber, der dem Anfang der Reise der amerikanischen Frau auf den lange für unerreichbar gehaltenen Kontinent der Gleichberechtigung innewohnte. Sie war, wenn man das so sagen darf, ein verkörperter Feminismus, wie ihn jeder Mann gerne hätte, zu Hause am Kamin, in der Küche, im Bett und draussen in jeder Bar.



# Sparen, bis das Sparschwein lacht

Die SRG rühmt ihr gewaltiges Sparprogramm. Doch es ist nur ein taktisches Sparprogrammli.



Die Titelzeilen aus den privaten Medienhäusern waren martialisch. Einen «Sparhammer» bei der SRG beschrieben Zeitungen wie *Blick* und *20 Minuten*. Einen «Kahlschlag» bei der SRG beobachteten Blätter wie *Luzerner Zeitung* und *Bilanz*.

Gilles Marchand, der SRG-Generaldirektor, und Nathalie Wappler, die Direktorin von TV und Radio, lasen die Sparhammer- und Kahlschlag-Schlagzeilen mit Behagen. Sie passten perfekt in ihre Desinformations-Strategie rund um ihr sogenanntes Sparpaket. Denn das Paket ist ein ziemlicher Etikettenschwindel,

Marchand wie Wappler liessen letzte Woche keine Gelegenheit aus, als die grössten Sparapostel in der Geschichte ihrer Anstalt aufzutreten. Es war eine schiefe Selbstdarstellung.

Wenn es um Sparen geht, zählen nur die Zahlen. So betrachtet, ist das grosse Sparprogramm der SRG nur ein Sparprogrammli.

## Erst ab zehn Prozent tut es weh

Die SRG will 50 Millionen Franken pro Jahr sparen. Das ist, bei einem Budget von 1,5 Milliarden, eine Kostenreduktion von gerade mal drei Prozent. Da lacht ein echtes Sparschwein. Drei Prozent minus sind «Peanuts», wie man in der Sprache von Sanierern wie McKinsey sagt. Erst ab zehn Prozent tut es weh, lautet hier die alte Regel.

Das belegt ein Vergleich mit den privaten Medienhäusern. Die NZZ-Gruppe kündete soeben ein Sparpaket an, bei dem die Kosten um rund zehn Prozent sinken. Bei CH Media hat man die Kosten bereits um die zehn Prozent hinuntergefahren und spart nun nochmals acht Prozent ein.

Dass der öffentliche Funk nicht wirklich spart, hat mit seiner Rolle als Quasi-Staatsbetrieb zu tun. Die derzeit 5325 SRG-Mitarbeiter, in Vollstellen gerechnet, sind nahe Verwandte der Bundesbeamten. Sie sind fast unkündbar und gewerkschaftlich stramm organisiert.

Die SRG-Spitze um Marchand und Wappler hat darum eine höllische Angst vor Entlassungen. Ein Personalabbau darf nur so gross sein, dass er über Fluktuationen und Pensionierungen aufgefangen werden kann. Die SRG-Spitze baut darum maximal 250 Stellen ab. Das lässt sich weitgehend ohne Entlassungen umsetzen.

Man kann dieses Kalkül der Schmerzlosigkeit gut aufzeigen. Wir nehmen die vier grossen SRG-Einheiten: das Radio und TV der Deutschschweiz (SRF), der Westschweiz (RTS), des Tessins (RSI) plus die Generaldirektion (GD).

Einheit	Stellen	Abbau	in %
SRF	2290	116	5,0
RTS	1503	57	3,8
RSI	994	46	4,6
GD	321	32	10,0

Ein Stellenabbau um vier bis fünf Prozent, wie wir sehen, ist risikolos. Das Management kann sich gegen aussen als scharfe Truppe präsentieren, ohne dass das gegen innen zu Härten führt.

Ein Lob allerdings muss man fairerweise formulieren. Dass Gilles Marchand den Wasserkopf in der SRG-Zentrale in Bern um zehn Prozent abbauen will, ist sehr anerkennenswert. Der Chef zeigt Courage, denn das geht nicht ohne Kündigungen.

Dennoch bleibt die Frage: Warum so ein Tamtam um eine Budgetreduktion von gerade mal drei Prozent?

Die Antwort bringt uns zum Problemfall TV. Das Publikum ist überaltert und stirbt aus. Die jüngeren Zuschauer erreicht man nicht mehr, denn die Smartphone-Generation hat wenig Interesse an Live-Fernsehen.

## Naiver, als man denkt

Der öffentliche Funk muss darum stärker in die digitalen Kanäle und Plattformen investieren. Das ist zwingend, hat aber einen politischen Effekt. Die SRG wird dadurch zum direktesten Konkurrenten der Verlagshäuser wie Ringier, TX Group, CH Media und NZZ. Im klassischen TV-Bereich kam man noch einigermaßen aneinander vorbei, im Online-Segment prallt man nun direkt aufeinander. Mit ihren garantierten 1,25 Milliarden an öffentlichen Gebührengeldern hat allerdings die SRG hier eine Feuerkraft, die einer Wettbewerbsverzerrung gleichkommt.

Es ist also ratsam, in dieser Lage nicht als Kraftprotz, sondern als Unglückswurm aufzutreten. Es ist ratsam, sich nicht als Angreifer, sondern als Opfer darzustellen und das eigene Sparprogrammli zum schmerzhaften Einschnitt hochzustilisieren. Dieses Spiel hat die SRG-Spitze glänzend gespielt.

Erstaunlich ist nur, dass die privaten Widersacher mitspielen und in ihren Blättern mit Headlines über «Sparhammer» und «Kahlschlag» die SRG-Strategie der Vernebelung übernehmen. Manchmal sind Journalisten noch naiver, als man denkt.

# Wer die Nachtigall stört

Tatsächlich geht die Artenvielfalt auf der Erde drastisch zurück. Es sollte uns beunruhigen. Die Debatte über den Klimawandel lenkt ab von der Vernichtung der Biodiversität.

Josef H. Reichholf

**A**lle zwei Jahre veröffentlicht der World Wide Fund for Nature (WWF) den «Living Planet Index», zuletzt im September 2020. Die renommierte Zoologische Gesellschaft von London hatte die zugrundeliegenden Daten erarbeitet. Der Index basiert auf globalen Bestandstrends von Säugetieren, Vögeln, Kriechtieren, Lurchen und Fischen. Das jüngste Update fiel katastrophal aus. Vorkommen und Häufigkeit der Indexarten nahmen seit 1970 im Schnitt um 68 Prozent ab (vor zwei Jahren waren es noch 60 Prozent gewesen). Zudem gingen im vergangenen halben Jahrhundert mehr als 85 Prozent der besonders artenreichen Feuchtgebiete verloren.

Diese globale Entwicklung spiegelt die Verhältnisse in Europa, speziell in Deutschland. Das ist für die Bundesregierung besonders peinlich, war es doch ihr damaliger Umweltminister Klaus Töpfer, auf dessen Betreiben der sogenannte Erdgipfel von Rio 1992 zustande kam. Die Staatengemeinschaft beschloss damals, die Biodiversität umfassend zu schützen und eine nachhaltige Entwicklung zu ermöglichen, mit Deutschland als Vorreiter. Diese Biodiversitätskonvention ist total gescheitert. Deutschland ist Nachzügler und sieht sich gegenwärtig einer Klage vor dem Europäischen Gerichtshof gegenüber, weil es seit Jahrzehnten nicht einmal die EU-Vorgaben umsetzt.

## Grösste Apotheke der Welt

Der Klimawandel hat den Schwund der Biodiversität als globalpolitisches Thema in den Hintergrund gedrängt und dient nun als Erklärung für fast alles, was sich ändert. Auch für den massiven Rückgang der Insekten in Deutschland wurde er vom Bundesamt für Naturschutz kürzlich verantwortlich gemacht. Der politische Mechanismus, der dahintersteht, ist klar: Gegen den Klimawandel kann man so gut wie nichts tun. Ihn zu begrenzen, ist ein allgemeines Langfristziel. Hingegen könnte gegen die Vernichtung von Biodiversität sehr wohl sehr viel unternommen werden. Sie ist lokalisierbar, ihre Verbreitungsmuster sind bekannt. Für ihre Erhaltung oder Förde-



Kein romantisches Heile-Welt-Konzept.

rung liessen sich Gegenmassnahmen treffen. Sie würden allerdings Geld kosten und Beschränkungen nach sich ziehen.

Dagegen wehren sich Land- und Forstwirtschaft als Hauptverursacher. Das ist verständlich, aber nicht gerechtfertigt. Biodiversität ist kein romantisches Heile-Welt-Konzept. Was

*Gute Versorgung darf man nicht intuitiv mit gutem Leben gleichsetzen.*

die natürliche Lebensvielfalt bewirkt, wird mit dem Begriff der Ökosystem-Dienstleistungen ausgedrückt. Gemeint ist der Nutzen, den Menschen aus Ökosystemen beziehen. Das kann das Nachwachsen von Holz sein oder die Entstehung von Früchten, weil Insekten die Blüten bestäuben; die Verfügbarkeit von Pflanzenstoffen, die medizinisch bedeutsam sind, oder von sauberem Wasser, das von Wäldern gefiltert

oder in Feuchtgebieten gespeichert wird. Die Aufzählung liesse sich fortführen.

Eine neue Studie der renommierten Boston Consulting Group beziffert die globalen Ökosystem-Dienstleistungen auf 170 Billionen Dollar pro Jahr. Dabei ist nicht berücksichtigt, dass viel Potenzial ungenutzt ist. So gelten die tropischen Regenwälder mit ihrer Fülle von Pflanzenheilstoffen als grösste Apotheke der Welt. In Amazonien kommen, wie auch in den südostasiatischen Regenwäldern, Hunderte Baumarten auf einem Quadratkilometer vor. Darauf leben Hunderte verschiedener Aufsitzerpflanzen (Epiphyten) und Tausende Arten von Insekten. Generell gilt: Die Biodiversität, ausgedrückt über die Zahl der Arten, nimmt äquatorwärts stark zu. Die kalten, polnahen Regionen sind artenarm, die tropischen sehr artenreich.

**Je mehr Nährstoff, desto weniger Vielfalt**  
Wir liegen in der Zone mässig hoher Biodiversität, profitieren aber von strukturel-



ler Vielfalt der Landschaft. Die Schweiz hat daher eine ähnliche, in manchen Gruppen von Tieren und Pflanzen sogar beträchtlich höhere Biodiversität als das flächenmässig viel grössere Deutschland. Geografische Lage und strukturelle Vielfalt der Landschaften allein erklären jedoch nicht, wie es um die Biodiversität steht. Sonst wäre ja alles in Ordnung. Was alarmiert, ist ihr Schwund. Im so starken Rückgang vieler Arten drückt dies der «Living Planet Index» aus. Gleiches besagen auch die nationalen und regionalen Roten Listen gefährdeter Arten. Es irritiert allerdings, dass darin überwiegend Arten enthalten sind, die, weil wärmebedürftig, von der Klimaerwärmung eigentlich profitiert haben sollten.

Ihre prekäre Lage wird klar, wenn wir den dritten Hauptfaktor betrachten, der die Biodiversität massgeblich bestimmt. Es ist dies die Verfügbarkeit von Pflanzennährstoffen. Es gilt: je mehr, desto schlechter für die Biodiversität. Gute Versorgung darf man nicht intuitiv mit gutem Leben gleichsetzen. Tatsächlich fördert Mangel die Biodiversität und macht Vielfalt überlebensfähig. Düngung verursacht unweigerlich Rückgänge. Einige wenige Pflanzen verdrängen dann mit ihrem üppig wuchernden Wachstum die schwächeren, die empfindlicheren Arten. Das ist bei uns das grösste Problem für die Erhaltung der Biodiversität.

Seit Jahrzehnten düngen wir mehr, als die Nutzung entnimmt. Wie hoch die Erträge ausfallen, hängt fast nur noch vom Wetter ab. Stickstoff ist in seiner pflanzenverfügbaren Form zum Erstick-Stoff der Artenvielfalt geworden. Viel zu schnell und viel zu früh im Jahr wuchert die Vegetation dank Überdüngung. Im bodennahen Bereich erzeugt das feuchtkühle Lebensbedingungen für Insekten und anderes Kleingetier, auch wenn die meteorologischen Messungen zunehmend wärmere Durchschnittswerte liefern. Diese stammen aus dem falschen Messbereich für die von der Vegetationsverdichtung betroffenen Arten.

### Gleich doppelt negativ

Ursachen der Überdüngung sind in erster Linie die Produktionssteigerungen in der Landwirtschaft, aber auch die Verbrennung von Luftstickstoff in Motoren und modernen Heizungen. Dabei entstehen für Pflanzen nutzbare Stickstoffverbindungen. In der Bilanz macht der Überschuss rund hundert Kilogramm (Rein-) Stickstoff pro Hektare und Jahr aus, und das seit Jahrzehnten. Besondere Bedeutung kommt importierten Futtermitteln für die Stallviehhaltung zu. Sie wirken gleich doppelt negativ auf die Biodiversität: global, weil für ihre Erzeugung Tropenwälder mit hoher Biodiversität vernichtet werden, und regional, weil zu grosse Güllefluten das Land überdüngen.

Die Wirkungen reichen weit über die Flächen hinaus, auf denen die Gülle ausgebracht wird, weil gasförmige Anteile in die Luft gelangen und verdriftet werden. Zu viel gerät auch in das Grundwasser, dessen Nutzung als Trinkwasser zunehmend schwieriger und teurer wird. In Europa sind wir weit ent-

### *Viel zu schnell und viel zu früh im Jahr wuchert die Vegetation dank Überdüngung.*

fernt von einer Kreislaufwirtschaft, die ohne Fremdimporte die vorhandene Produktionskapazität der Fluren nutzt. Eigentlich müsste jener Gülleanteil, der den importierten Futtermitteln entspricht, in die Ursprungsländer zurücktransportiert werden. Die Überproduktion bei uns wirkt sich negativ auf die Entwicklungsländer aus. Deren Landwirtschaft ist nicht konkurrenzfähig gegen unsere hochsubventionierte. Die Folgen bezahlen wir aber aus anderen Kassen.

### Realität und Wunschvorstellung

Die Problematik der fortschreitenden Vernichtung von Biodiversität hat eine weitere, anders gelagerte Komponente. Die Subventionen, die von der Gesellschaft geleistet werden, sollten mit der Verpflichtung verbunden sein, diese im Sinne der Allgemeinheit zu verwenden. In der EU machten die gigantischen Fördermittel für die Agrarwirtschaft bis vor wenigen Jahren den Hauptteil des Haushaltes aus. Realität und Wunschvorstellung klaffen jedoch weit auseinander. Die Landwirtschaft verdient gutes Geld für gute Produkte.

Die grossen Überschüsse belasten. Die meisten Menschen wünschen eine vielfältige, artenreiche Landschaft mit Vögeln und Schmetterlingen, Wildbienen und Honig produzierenden Bienen, Blumen und auch möglichst giftfreie Nahrung. Das in Bayern 2019 so erfolgreiche Volksbegehren «Rettet die Bienen!» brachte dies beispielhaft zum Ausdruck. Die fast zwei Millionen Unterzeichner übertrafen die Wählerzahl der Landwirte um ein Mehrfaches. Die Bevölkerung will nicht, was mit den Agrarförderungen erzielt wird. Selbst praktiziert sie Vielfalt in Gärten und Anlagen.

Das Land ist nicht mehr Erholungsalternative zur Stadt. Seine zunehmende Monotonie wirkt abstossend. Die Lebensqualität vieler Grossstädte liegt oft beträchtlich höher. Berlin gilt als Hauptstadt der Nachtigallen. Die Millionen-Agglomeration Zürich ist ähnlich reich an Arten.

Den Menschen bedeuten Schmetterlinge und Vogelgesänge, Wildblumen und schöne Landschaften immer mehr. Noch wird politisch darüber nicht verhandelt. Das System widersteht. Der Hektarertrag zählt, nicht der Gesang der Lerche. Doch die Corona-bedingten Beschränkungen haben uns urplötzlich den Wert der Vielfalt in der Natur verdeutlicht, als wir nicht mehr einfach entfliehen konnten in ferne Urlaubsgebiete. Vielleicht öffnete uns das gerade noch rechtzeitig die Augen.

Josef H. Reichholf ist Evolutionsbiologe und zählt zu den bekanntesten Autoren ökologischer und zoologischer Sachbücher im deutschsprachigen Raum. Zuletzt erschien von ihm: Der Hund und sein Mensch – Wie der Wolf sich und uns domestizierte. Hanser. 224 S., Fr. 34.90



«Gibt es etwas Schöneres, als Zeit geschenkt zu bekommen?»

Maren Böck  
Teamleiterin IT  
zum selbstbestimmten Leben



# Der Wohlstand hängt von der weltweiten Zusammenarbeit ab

Die Länder der Welt bilden eine Schicksalsgemeinschaft. Für Wachstum und Stabilität ist gegenseitiger Respekt nötig. Wie zwischen der Schweiz und China.

Wang Shihting

China und die Schweiz feiern den 70. Jahrestag der Aufnahme diplomatischer Beziehungen, und es ist mir eine grosse Ehre, zu diesem Zeitpunkt meine Arbeit als neuer chinesischer Botschafter in der Schweiz, sozusagen im Weltgarten im Alpenraum, beginnen zu dürfen. Trotz der geografischen Entfernung zwischen den beiden Ländern ist die Schweiz Chinesinnen und Chinesen nicht fremd. Meistens fallen meinen Landsleuten Bilder ein wie die wunderschöne Landschaft, die Treue der Menschen oder fortschrittliche Wirtschaft, Finanzen und Governance.

Ich persönlich habe die Schweiz in meiner Schulzeit kennengelernt. Vor vierzig Jahren hatte ein Freund ein Schweizer Taschenmesser von exquisitem Design und ausgezeichneter Qualität, was ich sehr faszinierend und anziehend fand. Als Teenager wollte ich auch so ein Messer haben. Da ich aber vom Lande stamme, wo das gesamte Monatseinkommen eines Bauern damals, 1980, nicht mal für ein einziges Exemplar reichte, konnte ich es nur von ferne bewundern und heimlich seufzen.

## Kaufkräftige Touristen

So begann ich die Schweiz kennenzulernen und zu merken, dass es ein Land gibt, das derart qualitativ hochstehende Produkte herstellt. Die Zeit fliegt, die Welt ändert sich. Dank der Entwicklung, die nun über vierzig Jahre anhält, können sich Chinesinnen und Chinesen heute nicht nur ein Schweizer Taschenmesser leisten. Viele von ihnen sind auch schon in der Lage, in die Schweiz zu reisen und Produkte von Omega, Rolex sowie Patek Philippe zu kaufen, von denen sie früher nicht einmal zu träumen wagten.

Die chinesische Bevölkerung ist für ihren Fleiss bekannt und hat in kurzer Zeit mit eigenen Händen weltbekannte Erfolge er-

zielt. In seiner Rede an der Uno-Generalversammlung wies Staatspräsident Xi Jinping darauf hin, dass China noch im laufenden Jahr das Ziel erreichen werde, unter Einhaltung des herrschenden Standards die gesamte Landesbevölkerung von der Armut zu befreien. Damit werden die Ziele der Armutsbekämpfung der Uno-Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung zehnte Jahre im Voraus erreicht. Seit Beginn von Reform und Öffnung hat China mehr als 700 Millionen Menschen aus der Armut befreit – eine gewaltige Leistung und ein grossartiger Beitrag für die Menschheit! Zudem wurde Chinas Wirtschaft zum Hauptmotor des globalen Wirtschaftswachstums. Dies ist auch erfreulich für die Schweiz. Vor



siebzehnjahren lag das bilaterale Handelsvolumen bei 6 Millionen US-Dollar, 2019 bei 31,8 Milliarden. Mit Exporterlösen von 27,3 Milliarden und 2082 aktiven Investitionsprojekten in China übertreffen die Geschäfte der Schweizer die in umgekehrter Richtung enorm.

Vor vierzig Jahren konnte sich kaum ein Durchschnittschinese eine Auslandsreise leisten. In jüngerer Zeit empfängt allein die Schweiz etwa 1,5 Millionen chinesische Touristen pro Jahr, die zu den weltweit kaufkraftstärksten zählen. Was bedeutet das? Erstens grosse Chancen für das Gastland, denn Chinas Aufschwung kommt direkt oder indirekt Arbeitsplätzen und Wachstum in der Schweiz zugute. Zweitens verfolgt China einen Marktwirtschafts- und Freihandelskurs, der konkurrenzfähigen Schweizer Produkten bessere Marktchancen bietet. China verhält sich nicht wie einige Länder, die auf Schritt und Tritt den Protektionismus bejubeln und Zölle erheben oder erhöhen, um den Inlandmarkt zu schützen, sondern es legt grossen Wert auf fairen Wettbewerb.

Die Entwicklung Chinas ist für den Frieden, die Entwicklung und die Stabilität der Welt von unschätzbarem Wert. Manche sind jedoch nicht glücklich damit und betreiben Kampagnen, um China zu dämonisieren, sie drohen und wollen sogar andere Länder zwingen, sich für

eine Seite zu entscheiden und zusammen mit ihnen Chinas Aufstieg auszubremsen.

Aber die Welt besteht aus Ländern unterschiedlicher Grössen, Kulturen, Geschichten und Systeme. Da soll nicht einfach eine starke Faust befehlen. Insbesondere sollen Grossmächte ihre Vorbildrolle übernehmen, sich für internationale Regelwerke einsetzen und diese verteidigen. Doppelmoral ist zu unterbinden. Wir alle sind eng miteinander verbunden und teilen eine gemeinsame Zukunft. Die Vision von der Schicksalsgemeinschaft der gesamten Menschheit verbietet Denkmuster der Blockbildung. Wir müssen uns als Mitglieder ein und derselben grossen Familie betrachten, Win-win-Zusammenarbeit anstreben und die Falle eines «Kampfes der Zivilisationen» vermeiden.

## Mit eigenen Augen schauen

Zwischen China und der Schweiz entstehen Missverständnisse möglicherweise aus Mangel an gegenseitigem Wissen. Aus China kommen viele Touristen und Studierende in die Schweiz. Im Vergleich dazu haben noch relativ wenige Schweizerinnen und Schweizer China besucht. China ist offen. Wir versprechen ernsthaft, dass es sich immer weiter öffnen wird. Um das Land richtig kennenzulernen, darf man sich nicht nur auf Medienberichte verlassen. Man muss es mit eigenen Augen sehen und persönlich erleben. Wir laden alle zum Besuch ein. Wenn die Corona-Zeit vorbei ist, reisen Sie nach China, gehen Sie spazieren, plaudern Sie mit Menschen dort über ihr Leben, und erleben Sie selber die Umweltschutzmassnahmen. Als der neue Botschafter will ich mein Bestes geben für die kontinuierliche Vertiefung der chinesisch-schweizerischen Beziehungen, ihrer Kooperation sowie ihrer Freundschaft. Möge die Freundschaft zwischen China und der Schweiz für immer frisch aufblühen.

Wang Shihting ist seit August Botschafter der Volksrepublik China in Bern.



# Was suchen die Armenier in Bergkarabach?

Man muss kein ausgewiesener Kaukasus-Experte sein, um hier Klarheit zu schaffen.



Seit der Konflikt zwischen den ehemaligen Sowjetrepubliken Armenien und Aserbaidschan um die Region Bergkarabach wieder entflammt ist, berichten die öffentlich-rechtlichen Medien der Bundesrepublik über die Lage im Kaukasus – mit einer Distanz, die nicht nur mit der Entfernung zu den Orten des Geschehens erklärt werden kann. So kommt in den Berichten immer wieder der Satz vor, Bergkarabach gehöre «völkerrechtlich» zu Aserbaidschan, werde aber mehrheitlich von «christlichen Armeniern» bewohnt. Wie die christlichen Armenier nach Bergkarabach gekommen sind, zu Fuss oder mit einem Ufo, bleibt meist ungesagt. Zugegeben, die Geschichte ist ein wenig kompliziert, aber man muss kein ausgewiesener Kaukasus-Experte sein, um zu erwähnen, dass die Armenier von Bergkarabach keine Aliens sind, sondern Nachkommen von Armeniern, die seit Jahrhunderten in der Region gelebt haben.

Nicht einmal der aserbaidshische Präsident Ilham Alijew, der das Amt von seinem Vater Geidar Alijew geerbt hat, beruft sich auf das Völkerrecht. Er will den Konflikt militärisch beenden, erst danach könne man über eine «politische Lösung» sprechen. Hinter Alijew steht die Türkei, die noch eine offene Rechnung mit den Armeniern hat, seit die «Jungtürken» es vor über hundert Jahren nicht geschafft haben, im Zuge der Endlösung der Armenierfrage alle Armenier umzubringen. Die Armenier wissen, welches Schicksal ihnen droht, falls sie, wie Alijew es verlangt, Bergkarabach «aufgeben». Der Weg nach Eriwan, der Hauptstadt der Republik Armenien, führt über Stepanakert, die Hauptstadt von Bergkarabach.

Wohl wissend, dass man all diese Informationen nicht in einem Dreissig-Sekunden-Beitrag unterbringen kann, schrieb ich am 27. September die Redaktion der «Tagesthemen» an und bat um Aufklärung: «Sie brachten in den <Tagesthemen> von heute einen Bericht über den Konflikt zwischen Armenien und Aserbaidschan. Darin hiess es, das Gebiet von Bergkarabach gehöre «völkerrechtlich» zu Aserbaidschan. Wären Sie bitte so freundlich, mich

*Klingt übertrieben, ich weiss.  
Aber Leuten, die «Mörder» gendern,  
traue ich alles zu.*

wissen zu lassen, auf welchen Paragrafen des Völkerrechts sich diese Bemerkung bezog und welches Völkerrechtsgericht über die völkerrechtliche Zugehörigkeit von Bergkarabach entschieden hat?»

Das ist jetzt zwei Wochen her. Der zuständige Redaktor liest sich noch immer in das Thema ein; es kann aber sein, dass er bereits an einer Antwort feilt. Gut Ding will Weile haben.

Es geht auch anders. Einem Kollegen war aufgefallen, dass «inzwischen in fast jedem <Tatort> das Thema Rechtsradikalismus aufgegriffen» wird, aber so gut wie nie Straftaten vorkommen, die von Linksradiكالen oder Flüchtlingen begangen werden. Es gebe, schrieb er an die «Tatort»-Redaktion, «nicht nur Opfer aus der Bevölkerungsgruppe der Geflüchteten und der linken Szene, sondern auch jede Menge Täter». Die «Tatort»-Redaktoren sollten sich mal ««AktENZEICHEN

XY ... ungelöst» aufmerksam anschauen», dort würden sie die entsprechenden «Täterbeschreibungen» finden.

Der Hinweis auf ein Programm des ZDF muss die «Tatort»-Redaktion dermassen erbost haben, dass sie umgehend zu einer Sitzung zusammentrat, um den Vorwurf, sie sei auf einem Auge blind, vom Tisch zu räumen. Beim «Tatort» handle es sich «um ein reines Unterhaltungsformat», liess sie den Zuschauer wissen. «Zwar werden gesellschaftlich relevante Themen aufgegriffen, ihre Behandlung dient aber ausschliesslich der Zerstreuung und Entspannung. Wie die Handlung verläuft und wer am Schluss als MörderIn überführt wird, orientiert sich an dramaturgischen Erwägungen und verfolgt keinerlei andersgeartete Interessen. Des Weiteren ist uns klar, dass von jedem Menschen Straftaten begangen werden können, allerdings distanzieren wir uns von der groben und unüberlegten Verallgemeinerung, dass es [...] jede Menge Straftaten [gebe] (Vergewaltigungen, Gruppenvergewaltigungen, Ehrenmorde usw.), die von Flüchtlingen begangen werden. Wir würden Sie darum bitten, sinnvoller und sachlicher zu differenzieren.»

Das war keine sinnvolle und sachlich-differenzierte Stellungnahme, es war eine Zurechtweisung, wie sie eigentlich nur zwischen einem Vormund und seinem Mündel üblich ist. Fehlte nur die Drohung, man werde dem Petenten den Zugang zum ARD-Programm entziehen, sollte er der Aufforderung, «sachlicher zu differenzieren», nicht folgen.

Klingt übertrieben, ich weiss. Aber Leuten, die «Mörder» gendern, traue ich alles zu.

## Fremde Lehrmeister

Nr. 41 – «Wie die Deutschen die Schweiz umpflügen»  
Titelgeschichte von Christoph Mörgele

Frau Prof. Dr. Gesine Krüger aus Deutschland ist in ihrem Gastland Schweiz sehr aktiv bezüglich des Stürzens von Schweizer Denkmälern. Ich denke, sie hätte in ihrem Heimatland auch in Anbetracht des auflebenden Neofaschismus diesbezüglich viel mehr Möglichkeiten, sich zu engagieren. Wir brauchen hier keine fremden Lehrmeister, die uns sagen, wie unser Land funktionieren soll. *Jaromíra Kírstein, Kreuzlingen*

Wenn man die Zustände in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Kultur und Sozialwesen in Deutschland objektiv beurteilt, so muss man von einer weiteren «Germanisierung» der Schweiz abraten. Auch die Debattenkultur der Deutschen ist – zumindest in den gleichgerichteten öffentlichen Medien – demokratieunwürdig. Man muss sich nur eine Bundestagsdebatte zu Gemüte führen. Dort kann man lernen, was der deutsche Bauer mit einem Bundestagsabgeordneten gemeinsam hat: Beide bringen Gülle aus. *R. Roth*

## Globale Testokratie

Nr. 41 – «Testen bis zur vollständigen Verwirrung»  
Beat Gygi zur Gesundheitspolitik

Genau so ist es! Wir leben in einer pervertierten Testokratie. Die Staaten der Welt sind Ableger der Globalelite. Es wird im erweiterten Sinne getestet, wie weit sich die Bevölkerung bevormunden lässt und diese Maskerade freiwillig mitmacht. Im Moment sieht es immer noch gut aus für die Verfechter des verordneten Katastrophen-Modus. Solange sich grosse Teile

der Bevölkerung gängeln lassen, solange gibt es kein Zurück zur Normalität. Bald wird nur noch der frei sein, der sich seine Freiheiten mittels seines Denkens selbst erarbeitet. Die heutige Situation bietet dafür ein gutes Übungsfeld. *Maximilian Spoerri, Locarno*

## «Nume nid gschprängt»

Nr. 40 – «Leben nach Berner Art»  
Kolumne von Katharina Fontana

Ich fühle mich gut in dieser Stadt. Alte Geschichte trifft auf viel Kunst und Kultur. Die Menschen sind freundlich abwartend. Aber bei richtiger Argumentation bringt man einen Berner sogar dazu, spontan ein Konzert zu besuchen. So geschehen vor einem Plakat der Camerata Bern mit Patricia Kopatchinskaja. Ich bemerkte eine gewisse Entscheidungsschwäche meines Gegenübers und fing an, ungefragt die Vorzüge dieses Konzertes zu preisen. Ergebnis: Wir strebten dem Konzertsaal zu und führten noch ein interessantes Gespräch. Ich bin eine Grosstadtplanze aus Deutschland, lebe hier in einem Vorort von Bern und schätze an Bern die Schweizer Verlässlichkeit und das In-sich-Ruhende. *Nume nid gschprängt*. Unpersönliche Hektik gibt es überall schon genug auf dieser Welt. *Stephanie Lotze, Fräschels*

## Feiges Schweigen

Nr. 40 – «Selektive Empörung»  
Kolumne von Tamara Wernli

Tamara Wernli stellt fest, dass es linken Feministinnen nicht wirklich um eine Vertiefung des Gewaltproblems bezüglich Frauen geht. Sie hat recht. Niemand erfährt, wie viele Opfer in Frauenhäusern von Männern ausländischer

Herkunft geschlagen wurden. Stattdessen wird pauschal «Männergewalt» angeprangert. Das Auftreten der drei Schläger von Strassburg entspricht genau demjenigen von selbsternannten Scharia-Sittenwächtern. Die sonst so lauten linken Frauen schweigen. Im Sommer 2018 haben in Genf mehrere Männer fünf Frauen brutal zusammengeschlagen. Zwei Frauen wurden schwer verletzt, eine davon lag tagelang im Koma. Nach spontanen Demos in Genf und Zürich wurde bekannt, dass die Angreifer Franzosen nordafrikanischer Herkunft waren. Von da an: kein Mucks mehr, nur feiges Schweigen. *Roland Popert, Ossingen*

## Weniger Sexismus

Nr. 40 – «Ein Wörterbuch für Untertanen»  
Stefan Stirnemann zum Duden als Sprachamt

Zur Feier der Beförderung von Nathalie Wappler zur stellvertretenden Generaldirektorin bat ich diese vor Jahresfrist schriftlich, bei sämtlichen ihrer Frontmitarbeiter den Sprachfehler der Verdrängung des generischen Maskulinums durch ostentative Doppelnennungen der Geschlechter sofort abzustellen. Begründung: «Verhinderung von rezidivierendem Brechreiz bei allen zivilisierten Konsumenten». Erst recht bei heutzutage angeblich 60 bis 70 menschlichen Geschlechtern drängt sich zur Vermeidung von plattem Sexismus anstelle des sprachfremden Gendersternchens die Rückkehr zum sprachkorrekten generischen Maskulinum als Kulturrettung vor totaler Volksverblödung geradezu auf. *Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Ruth Klüger (1931–2020)  
Herbert Feuerstein (1937–2020)



Handwerk der Erinnerung: Autorin Klüger.

Ihr widerfuhr solches Leid, dass ihr Name unabdingbar mit einer Geschichte verwoben ist und ein Teil des kollektiven Gedächtnisses wurde. Ruth Klüger, die als öffentliche Intellektuelle inner- und ausserhalb der akademischen Welt gleichermassen Anerkennung fand, wurde in vielen Nachrufen auch Schriftstellerin genannt, doch ist der Begriff bei ihr unpräzise. Denn Klügers Handwerk war nicht die Fiktion, sondern die Erinnerung. Ihre Bücher, allen voran ihr Bestseller «Weiter leben – Eine Jugend», erzählen von der Kindheit im nationalsozialistischen Europa und der Verschleppung ins Konzentrationslager, das Klüger nur durch Glück und Zufälle überlebte. Solche Schilderungen, wie sie einige Autoren aus Klügers Generation niederschrieben, lassen heutige Leser, gerade jüngere, fassungslos zurück, lassen einen erschauern, verbergen sich aber auch in einer vergangenen Zeit, die seltsam historisch wirkt.

Was Klüger für ein heutiges Lesepublikum dennoch nahbar macht, sind vor allem jene späteren Werke, jene literaturwissenschaftlichen Abhandlungen, dieser ganze eigene Blick auf Lessing, Kleist und Stifter, auf diese alten Stoffe, die Klüger mit einer zeitgemässen Lesart anreicherte. Als Klüger all diese Bücher niederschrieb, waren bereits Jahrzehnte seit dem faschistischen Regime vergangen. Klüger hatte sich inzwischen in den USA einen Namen als Germanistikprofessorin gemacht, den Professor für deutsch-amerikanische Geschichte Werner Angress geheiratet, war zwei-

fache Mutter geworden und hatte sich wieder Deutschland angenähert, wenn auch fortan immer mit kühler Distanz. Ihrer Geschichte und all den Schicksalen, denen Gleiches widerfuhr, verlieh sie bis zuletzt eine Stimme – etwa 2016, als sie eine Rede im Deutschen Bundestag zur Gedenkstunde an die NS-Opfer hielt. Vergangene Woche verstarb Ruth Klüger in Kalifornien.

Anton Beck



Fernsehgeschichte: Humorist Feuerstein.

Herbert Feuerstein, der nun im Alter von 83 Jahren gestorben ist, war das kunst-sinnige Genie als Clown. In seinem Nachruf auf sich selbst bezeichnete er sich als «Nichts in einem seit 13,5 Milliarden Jahren bestehenden Nichts».

In dieser überzeugten Tiefstapelei fand er die Lebensspur, von der er annahm, dass sie die so-

wohl ihm wie dem Universum angemessene sei – er machte sich lustig. Das begann schon am Salzburger Mozarteum, als er als Kritiker eine Komposition des Hochschulpräsidenten verriss. Später hatte er Spass als USA-Korrespondent für die Zeitschrift *Pardon*, dann als Chef des *Mad*-Magazins.

In den achtziger Jahren wurde er an der Seite von Harald Schmidt zur Kultfigur, erst in der Spielshow «Pssst», dann in «Schmidteinander». Fernsehgeschichte schrieb er, als er 1997 zwölf Stunden lang im WDR durchmoderierte.

In Wahrheit war Herbert Feuerstein der allzu seltene Fall eines innerlich völlig unabhängigen Anarchisten, und er zeigte es im öffentlich-rechtlichen Fernsehen – solange es dort noch möglich war.

Matthias Matussek



Artificial Intelligence Startups

Presentations of Russian Tech Companies

Startups from Skolkovo Technopark – the «Russian Silicon Valley»  
Presentations and B2B meetings

26.-27. October 2020

Via Zoom

Organizer: Skolkovo Foundation  
Partner: Swiss Russian Forum Foundation  
Language: English

Costs: free of charge  
Registration: [info@swissrussianforum.org](mailto:info@swissrussianforum.org)  
Information: +41 44 261 19 71

Medienpartner:



# Was ist gutes Geld?

Nationalbankpräsident Thomas Jordan wehrt sich gegen neue Ansprüche an die Geldpolitik.



**W**as macht gutes Geld aus? Zu dieser Frage, die ins Zentrum des wirtschaftlichen Nervensystems zielt und heute so brennend und umstritten ist wie kaum je zuvor, hat Thomas Jordan kürzlich Brisantes gesagt. Der Präsident des Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank (SNB) legte an einem Anlass der Progress Foundation zunächst dar, gutes Geld sei eine fragile Errungenschaft und deshalb grundsätzlich immer gefährdet, und in den vergangenen Jahren habe in breiten Kreisen die Sorge erheblich zugenommen, «dass unser gutes Geld schlecht werden könnte».

Aber sogleich fügt er an, «dass der Wert des Geldes nie so stabil war wie in den letzten zwanzig Jahren». Hört man richtig? Geld, so Jordan, sei dann gut, wenn es als Tauschmittel breit akzeptiert und als Recheneinheit wie auch als Wertaufbewahrungsmittel geeignet sei, zum Erhalt des realen Werts finanzieller Ansprüche beitrage. Wie belegt er diese jüngst ausserordentlich hohe Wertbeständigkeit des Frankens? Mit dem Landesindex der Konsumentenpreise. Dieser sei wenig gestiegen, die Kaufkraft der Konsumenten sei hoch geblieben.

Und was sagt er zu all der Kritik an der extrem lockeren Geldpolitik der tonangebenden Notenbanken, einschliesslich der SNB, zu den Vorwürfen, sie würden mit ihren Wertpapierkäufen sowie Nullzinsen die Wirtschaft manipulieren, den Märkten die Orientierung nehmen? Jordan erwähnt es nicht. Ein wichtiger Teil seiner Leistung als Präsident ist, die Nationalbank davor zu schützen. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit vertritt er die Haltung, der zentrale Erfolgsindikator sei der Konsumentenpreis-

index, gemäss Mandat zur Preisstabilität, und man sei auf Kurs. Daneben gilt für ihn die Unabhängigkeit der Notenbank. Seine nüchterne Ausdrucksweise und sein grosser Körperbau helfen ihm, bei Auftritten, in Diskussionen bestimmte Themen zu verdrängen.

Aber die Angriffe auf die SNB werden intensiver. Die Geldschwemme fliesst in Immobilien, Luxusgüter, Aktien, Edelmetalle oder Kunst und führt da zu Vermögenspreisinflation; viele wollen die Nationalbank auch für diese Resultate in die Verantwortung nehmen. Sparer und Vorsorgeeinrichtungen lehnen sich gegen die Negativzinsen auf. Und die durch die Wechselkurspolitik zugunsten der Exporteure auf fast eine Billion Franken angeschwollene SNB-Bilanz, eigentlich Volksvermögen, weckt bei vielen Leuten Begehrlichkeiten. Daneben wollen Umweltinteressengruppen der SNB beim Investieren Nachhaltigkeitsvorschriften machen, und jüngst gab es «genderistische» Sticheleien gegen die Personalpolitik. Und Jordan? Es passt zu seinem Temperament, dass er vor unbedachten Eingriffen in eine historisch gewachsene Ordnung warnt.

## Ruag durchgewirbelt

Der Rüstungskonzern Ruag bekommt die Corona-Krise mit Wucht zu spüren, da Fertigung und Dienstleistungen für private Kunden in der Luftfahrtindustrie eingebrochen sind. Zu Wochenbeginn hat Ruag International nun den Abbau von 150 Stellen angekündigt. Das Vorkrisenniveau in der Luftfahrt dürfte laut den Angaben frühestens 2024/25 wieder erreicht werden. Eine tiefgreifende Transformation sei

unumgänglich. Das ist bei einem Industrieunternehmen nicht erstaunlich, aber Ruag ist ein Spezialfall. Anfang 2020 wurde der damalige Rüstungskonzern Ruag aufgespalten in einen Schweizer Bundesbetrieb und einen marktorientierten internationalen Teil.

Die alte Ruag belieferte vorher gut zwanzig Jahre lang als zivil-militärische Kombination sowohl die Schweizer Armee wie auch private Kunden. Es gab dann starke Vermutungen, dass der Armee überhöhte Preise verrechnet wurden, um den zivilen Teil zu subventionieren. Deshalb kam die Entflechtung, bei der man den Verdacht untersuchen wollte. Nun wirbelt die Corona-Krise so vieles durcheinander, dass die Wahrscheinlichkeit steigt, dass frühere Fehlleistungen nicht zum Vorschein kommen.

## Die Motivation retten

In der jüngsten Krise wurde wieder deutlich, wie wirksam am Arbeitsmarkt automatische Stabilisatoren allzu scharfe Einbrüche dämpfen können. Arbeitslosenversicherung und Kurzarbeit erlauben es, dass Mitarbeiter vorübergehend freigestellt werden, aber ihre Moral und ihr Einkommen nicht verlieren und so den Konsum in Gang halten. Das ist staatlich organisiert, aber privat gibt es ähnliche Ideen. «Ich bin ohne Stelle, aber ich weiss ja, das ist wegen Corona, nicht wegen meiner Leistung», sagt der Arbeitslose. Mit dieser Sichtweise nimmt er viel mehr Motivation mit in die Stellensuche, als wenn er sich den Jobverlust persönlich zuschreiben würde und bei seiner Selbstbewertung quasi einen Abschreiber machen müsste.



# LITERATUR UND KUNST

Was taugt der  
neue Schweizer  
«Tatort»?  
*Benjamin Bögli, Seite 55*

Herausgegeben von Daniel Weber



*Die Last der Lust und umgekehrt.*

**Egon Schiele, Tod und Mädchen, 1915** — Ein Mensch verrenkt sich immer wieder in seinen Spannungsfeldern; da sind das Leben und der lauernde Tod, da sind die Wahrscheinlichkeit der Krankheit und die Unmöglichkeit der Unversehrtheit, da sind Schmerz und Wohlbefinden. Nur selten befindet sich seine Seele, noch viel weniger als sein Körper, in Balance. Existenz ist andauernde Verstörung.

Egon Schiele (1890–1918) war, bis die Spanische Grippe seinen Pinsel für immer ruhen liess, ein Getriebener. Der Sohn eines Eisenbahnlers war wie ein Zug, der nur zwischen zwei Haltestellen hin und her fuhr. Eine war der Eros, die ande-

re der Tod. Mit achtzehn Jahren, im Sturm und Drang der keimenden Selbstfindung, des Sexus und der Selbstüberschätzung, schrieb er: «Ich bin Mensch, ich liebe den Tod und liebe das Leben.»

Er machte sich auf, der Nacktheit des Menschen und den «wahren Geheimnissen des Seins» Bilder zu geben, der Last an der Lust und der Lust an der Last, der Liebe und dem Tod und ihrer stets kopulierenden Gleichzeitigkeit, diesem Gebären des einen im anderen. Schiele wurde ein malender Erotomane, ein einsamer Darsteller und Observator seiner grenzenlosen Geheimnissucherei und seiner existenziellen Lüsterheit. Für die unzähligen Mädchen und

die paar Frauen, in deren Körpern er lebte und starb, Flucht und Zuflucht suchte, um in der Wucht eines Orgasmus einem Höhepunkt des Seins und der Fessellosigkeit nahezukommen, war er das Sterben. Weil die Weiber in seinem Bett nie an jene in seinem Kopf heranreichten. Er war ein Pan, der hoffte, dass in seinem Penis auch Seelenblut pochen würde. Einer, der noch so viel Liebe machen und dennoch immer nur selbstverliebt sein konnte. Ein Maler, dessen Farben und Formen Verzweiflung und Melancholie waren und nur ein klein wenig Hoffnung darauf, an all den Luxationen des Lebens nicht vorzeitig zu zerbrechen. *Michael Bahnerth*

# Frauen und Champagner

Früher galt Alice Schwarzer vielen als Hexe, heute ist sie respektiert. In ihrer Autobiografie erzählt die Feministin, warum sie kein kokettes Mädchen war und welche Kämpfe sie prägten.

Daniela Niederberger

Alice Schwarzer: Lebenswerk.  
Kiepenheuer & Witsch. 480 S., Fr. 34.90

Am 6. Februar 1975 sassen sich im deutschen Fernsehen zwei Frauen gegenüber, die in vielbeachteten Büchern beschrieben hatten, wie das eine Geschlecht vom anderen unterdrückt werde: Alice Schwarzer («Der kleine Unterschied») sah die ohnmächtigen Frauen, Esther Vilar («Der dressierte Mann») die durch den Beruf geknechteten Männer, auf deren Kosten sich die Frauen amüsierten. Wer sich diesen «High Noon im deutschen Fernsehen» (*Der Spiegel*) heute anschaut, sieht eine hübsche Alice Schwarzer mit grosser Brille, die ihrem Gegenüber mit sanfter Stimme erklärt, es sei «alles haarsträubender Unsinn, den Sie da geschrieben haben». Worauf Esther Vilar ebenso sanft zurückgibt, sie habe sich den «Quatsch nicht länger anhören können», den Schwarzer verbreite.

## Essen, Trinken und Lachen

«Seither», schreibt Alice Schwarzer in ihrer Autobiografie «Lebenswerk», «bin ich eine öffentliche Person, die Feministin Nummer eins, die für alles verantwortlich ist.» An Lesungen riefen Männer durch den Saal: «Sie sind doch keine normale Frau!» *Bild* schrieb von «der Hexe mit dem stechenden Blick», die *Süddeutsche* nannte sie eine «frustrierte Tucke». Und das nur, weil «ich den stummen Frauen eine Stimme gegeben habe. Seither lag ich bei Zwisten im Ehebett auf der Ritze.» Schwarzer hatte in ihrem Buch die «sogenannte sexuelle Revolution» kritisiert, die auf Kosten von Frauen und Kindern gehe. Damit stiess sie auch die linken Männer vor den Kopf.

Die *Zeit* schrieb von der «perfidesten Menschenjagd in der Geschichte der Bundesrepublik». Mit Vorliebe wurden von ihr «hart manipulierte Aufnahmen» gezeigt, von unten fotografiert, der Mund offen. Zum Glück, schreibt Schwarzer, habe sie früh gelernt, nicht auf traditionelle weibliche Attraktivität zu setzen. «Meine Grosseltern, die meine sozialen

Eltern waren, lobten ihr Kind für Mut und Intelligenz – und versäumten es, mich zum koketten Mädchen zu dressieren. So kam es, dass ich selbst in der Phase meiner klassischen Attraktivität – blond, langbeinig, kurzrockig – nie darauf gebaut habe.»

Schwarzer kam als uneheliches Kind zur Welt und war kurze Zeit im Kinderheim, bevor ihre Grosseltern sie aufnahmen. Die Grossmutter war eine «frustrierte Hausfrau, die kaum kochte, lieber las und über Politik debattierte». Der Grossvater war die eigentliche Mutter, er «hat mich ernährt und gewickelt». Ihre Kindheit beschrieb Schwarzer in «Lebenslauf» (2011), dem ersten Teil ihrer Autobiografie.

Nach einem Volontariat bei den *Düsseldorfer Nachrichten* ging sie nach Paris, von wo sie als freie Korrespondentin für den Westdeutschen Rundfunk berichtete und manchmal für die Nachrichtenmagazine *Stern* und *Spiegel*. Sie machte in der französischen Frauenbewegung mit und lebte zehn Jahre lang mit Bruno zusammen, einem Franzosen, von dem man nicht allzu viel erfährt, ausser dass er ins Kino flüchtet, wenn sie mit ihren Freundinnen zur *grande bouffe* mit Couscous in der gemeinsamen Wohnung einfällt. Essen, Trinken und Lachen: ein



Ohne Worte

wiederkehrendes Motiv. Später sind es Lammkeule und flaschenweise Champagner, etwa, als sie 2007 Kanzlerin Angela Merkel zum Essen einlädt, zusammen mit anderen Frauen, die von Schwarzers heutiger Lebenspartnerin, der Fotografin Bettina Flitner, in einem Fotoband porträtiert worden sind.

1971 zeigt der *Stern* auf dem Titelbild Fotos von prominenten und nicht prominenten Frauen, darüber die Schlagzeile: «Wir haben abgetrieben». 374 Frauen stehen mit ihrem Namen zur Abtreibung, die damals in Deutschland verboten war. Die Aktion war der Aus-

*Schwarzer ist entspannt und intelligent – und was auffällt: Sie kann es gut mit Männern.*

löser der deutschen Frauenbewegung – und von Alice Schwarzer initiiert worden. Sie selber hat nie abgetrieben, wie sie nun schreibt. Sie rechtfertigt diese Unredlichkeit damit, dass das Ganze kein Geständnis, sondern eine politische Provokation war.

Nach der *Stern*-Aktion wurde es für sie plötzlich schwierig, Artikel zum Thema Abtreibung zu platzieren. «Das ist doch durch», hiess es. Die «Medienzensur», wie sie es sah, führte dazu, dass sie sich aufs Bücherschreiben verlegte und 1977 die feministische Zeitschrift *Emma* gründete, die heute noch existiert. Elke Heidenreich lästerte zwar über das «Schülerzeitungsniveau», doch die wahre Stärke von Alice Schwarzer liegt weniger im Journalismus, im passiven Beschreiben, als darin, aktiv an etwas zu rütteln. Mit *Emma* führte sie eine Kampagne nach der anderen, für die Brustkrebsfrüherkennung (ein Erfolg), für einen Vater-Tochter-Tag (der später eingeführt wurde), gegen Pornos («PorNO») und Sexismus.

## Gerngesehener Talkshow-Gast

1978 reichte sie zusammen mit anderen Feministinnen Klage ein gegen den *Stern*, der fortgesetzt gegen das Recht der Frauen auf Menschenwürde verstosse und sie erniedrige.





Maximale Publizität mit Witz und Ironie: Aktivistin Schwarzer.

Schwarzer schreibt: «Auslöser war nach einer Serie der üblichen Arsch-und-Titten-Cover die nackte Grace Jones, die ihren Hintern dem Betrachter entgegenstreckte und schwere Eisenketten um die Fussfesseln trug.» Der Rummel war riesig, auch die internationalen Medien berichteten; am Prozesstag musste man mehrmals in einen grösseren Raum wechseln, und auch so standen die Menschen in den Gängen. Der *Stern*-Chefredaktor sprach von «freudlosen Grauröcken». Zwar war der Prozess juristisch nicht zu gewinnen, «das war uns von Anfang

an klar gewesen», aber der Richter gab den Klägerinnen moralisch recht.

Wie man maximale Publizität erreicht, weiss Schwarzer. Auch mit Witz und Ironie: So schmückten einmal drei nackte Männer das Titelbild der *Emma*, ein andermal zwanzig Penisse, darüber die Schlagzeile: «Männer sprechen über ihr Glied», eine Parodie auf das scheinheilige *Stern*-Cover «Frauen sprechen über ihre Brüste». Heute ist Schwarzer längst nicht mehr die böse Hexe. 2007 schrieb der Historiker Hans-Ulrich Wehler, der «dramatische

Erfolg» der neuen Frauenbewegung wäre ohne «die Dynamik, die Argumentationsstärke einer Wortführerin wie Alice Schwarzer» vermutlich nicht zustande gekommen. Ohne die Leidenschaft dieser «De-facto-Politikerin» hätte der Frauenbewegung ein wesentlicher Impuls gefehlt.

«Ich bin eine Institution geworden, ob ich will oder nicht», stellt Schwarzer fest. Sie suchte immer die Nähe zu den Grossen und Mächtigen. Ein ganzes Kapitel widmet sie ihrer Beziehung zu Angela Merkel, die sie schon kannte, bevor sie Kanzlerin wurde. Sie war befreundet mit Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre. Mit dem *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein ass sie Austern und Champagner. (Schwarzer habe «antichambriert», schrieb eine von Augsteins Vorzimmerdamen später.)

Seit Jahren ist Schwarzer ein gerngesehener Talkshow-Gast. Sie ist entspannt und intelligent – und was auffällt: Sie kann es gut mit Männern; ein Witz da, ein mütterliches Armtätscheln dort. Was sie weniger lustig findet: wenn sie von heutigen Feministinnen «Altfeministin» genannt wird. Ihr werde vorgehalten, sich «nur» um Frauen gekümmert zu haben, schlimmer, nur um weisse Frauen, schreibt Schwarzer, wohingegen die Neofeministinnen als Erste nun endlich das richtige, umfassende Bewusstsein hätten und auch Antirassistinnen und vieles mehr seien: «Die Frauen verschwinden ganz hinter diesem ideologischen Konstrukt. Es gibt sie nicht mehr. Sie sind abgeschafft, zugunsten von zig Geschlechtern, den LGBT\*/QA+.» Sie kritisiert auch den «fatalen Trans-Hype», der dazu führe, dass schon Jugendliche und Kinder Geschlechtsumwandlungen verlangten.

Diesen Kreisen ist Schwarzer suspekt, auch weil sie sich für ein Burkaverbot ausspricht – und weil sie nach der Silvesternacht in Köln, als ein Mob von Nordafrikanern gezielt Frauen angriff, ein Buch schrieb, in dem sie die Täter klar benannte. Sie selber ist als junge Frau in Saint-Tropez fast von einem Nordafrikaner vergewaltigt worden und entkam nur mit einer List.

«Lebenswerk» ist kurzweilig zu lesen, auch wenn Schwarzer nicht viel Privates preisgibt. Sie trennt sich von Bruno, weil sie sich in ihre Freundin Ursula verliebt hat, fertig. Doch ihr öffentliches Leben bietet Stoff genug. In wenigen Sätzen wird eine Szene lebendig, und ihre Analysen sind häufig klug. Bei den Kapiteln zu Abtreibung, Frauenmorden und Prostitution wird es einem etwas zu viel. Und sie behauptet auch Unsinn. Etwa: Die Idee, die Mutter gehöre zum Kind, gehe zu einem guten Teil auf die Mutter-Kind-Ideologie der Nazis zurück; oder das Stillen gerate immer dann in Mode, wenn die Frauen an den Herd zurücksollten und vice versa. Der Mann als übler Manipulierer, die Frau als Marionette, der man – natürlich sie! – helfen muss.



Wie aus einem Albtraum: Fingerbild von Louis Soutter.

## Im Herzen der Finsternis

Daniel Weber

Michel Layaz: Louis Soutter, sehr wahrscheinlich. Aus dem Französischen von Yla M. von Dach. Die Brotsuppe. 248 S., Fr. 31.90

Was für eine irrlichternde Lebensgeschichte, die Michel Layaz in seinem biografischen Roman über Louis Soutter erzählt! Kunstinteressierte kennen Soutter als bedeutenden Vertreter der Art brut, dessen kraftvoll archaische, mit den Fingern gemalte Bilder von den Qualen einer Existenz zeugen, die einen erschauern lassen. Soutter stand in seinem Leben alle Türen offen, aber eine um die andere schloss sich, bis ihm nur das Zeichnen blieb, «um die Welt in Besitz zu nehmen, sie in einen Traum zu verwandeln».

Louis Soutter wurde 1871 in eine wohlhabende protestantische Familie in Morges im Kanton Waadt geboren. Der Vater war Apotheker, die Mutter Musikerin, Louis ein hochbegabtes Kind, dem eine Karriere als Geiger vorgezeichnet schien. Aber er brach sein Musikstudium in Brüssel ab, um sich in Lausanne, Genf und Paris als Zeichner und Maler auszubilden. 1897 zog er mit seiner Frau Madge Fursman, die er in Brüssel am Konser-

vatorium kennengelernt hatte, in die USA. In ihrer Heimatstadt Colorado Springs hatte er beachtete Ausstellungen und wurde von der Universität zum Leiter des Art Department berufen.

So viel erfahren wir in Layaz' Roman auf den ersten zwanzig Seiten. Der Westschweizer Schriftsteller ist kein akribischer Biograf, sondern ein Meister der erzählerischen Ökonomie, der mit poetischer Einfühlsamkeit die Momente erspürt, in denen Soutters Leben wieder eine Wendung nahm. Die chronologisch erzählten kurzen Kapitel sind mit Monat und Jahr überschrieben, und mangelnde biografische Faktentreue kann man Layaz wohl nicht vorwerfen. Aber es gelingt ihm etwas viel Anspruchsvolleres: Er dringt vor ins Innere seiner Figur, zu ihrer Tragik und ihrer Grösse.

### Von einer Leere in die andere

Früh zeichnet sich ab, dass Louis Soutter nicht einen geradlinigen Weg gehen wird. Schon als Schüler ist er ein Einzelgänger, der sich nicht zugehörig, «niedergeschlagen und beklommen» fühlt, der es sich übelnimmt, seiner Mutter nicht besser zu gefallen. Dass er es in den USA nicht aushält – dass er sich nicht aushält –, an der Seite seiner Frau, einer modernen Amerikanerin mit Ehrgeiz für zwei, ist nicht überraschend. An den mondänen Partys hat er «das Gefühl, von einer Leere in die andere zu laufen», und je weniger er Madge zu

genügen vermag, desto mehr verdüstert sich sein Gemüt, zerfliesst ihm die Welt.

«Er fragte sich, wie lange Madge es noch schaffen würde, ihn zu lieben, diese ausfasernde Verbindung tapfer aufrechtzuhalten.» Worauf es beiläufig heisst: «Hätte er sich gewundert, wenn man ihm geantwortet hätte, fast drei Jahre.» Solche Vorgriffe sind das Stilmittel, mit dem Layaz die Chronologie des Erzählten immer wieder aufbricht – sie vermitteln eine Ahnung des Unausweichlichen, das über Louis Soutters Schicksal zu liegen scheint. Nach Louis' Abreise zurück nach Europa lässt sich Madge scheiden, nimmt ihren Namen wieder an und trägt sich im Gemeinderegister ein als «Witwe von Louis Soutter».

Mit 31 findet sich Soutter in Paris, ratlos, orientierungslos, zunehmend teilnahmslos. Das Leben hat ihn im Stich gelassen, wie ein

*Mit 31 findet sich Soutter in Paris, ratlos, orientierungslos, zunehmend teilnahmslos.*

Schiffbrüchiger rettet er sich nach Hause, zur Familie nach Morges. Er beginnt wieder Geige zu spielen, zunächst erfolgreich, als Mitglied des Theaterorchesters in Genf und des Sinfonieorchesters in Lausanne, aber seine Aussetzer häufen sich; übermannt von Gefühlen, bricht er mitten im Spiel ab. Man verliert die Geduld mit ihm, es bleiben ihm Auftritte mit



Tanzorchestern und als Kinomusiker, der Stummfilme begleitet.

### Im Vorzimmer des Todes

Der unaufhaltsame Abstieg hindert ihn nicht daran, auf grossem Fuss zu leben. Wie ein «geschniegelter Landstreicher» wirkt er, die Rechnungen für seine Massanzüge lässt er seinem Bruder schicken – bis die Familie entnervt ein Inserat ins Amtsblatt setzen lässt, man werde Louis' Einkäufe künftig nicht mehr bezahlen, und ihn schliesslich unter Vormundschaft stellen lässt.

1923, Louis Soutter ist 52, weisen ihn seine Verwandten gegen seinen Willen ins Altersheim von Ballaigues im Waadtländer Jura ein, wo er die letzten neunzehn Jahre seines Lebens verbringt. Diesen Jahren widmet Layaz den zweiten Teil seines Romans. Im Altersheim, diesem beklemmenden «Vorzimmer des Todes», findet Soutter zurück zum Zeichnen, obsessiv füllt er zahllose Blätter mit Zeichnungen jenseits aller künstlerischen Konventionen; manchmal benutzt sie die Heimleiterin, um den Ofen anzufeuern. Dazwischen unternimmt Soutter lange Wanderungen, auf denen er sich «von der Landschaft einsaugen» lässt, immer noch von heruntergekommener Eleganz, ausgemergelt und knochig, mit Anzug, Hut und Handschuhen. Er sieht aus «wie eine Spukgestalt, die in diesen Jurahöhen umgehen könnte».

Soutter war nicht ein verkanntes Genie. Es gab durchaus Zeitgenossen, die seine Bedeutung erkannten, allen voran sein berühmter Coucousin Charles-Edouard Jeanneret, der Architekt, der sich Le Corbusier nannte. Auch der Schriftsteller Jean Giono besuchte ihn, voller Bewunderung für die pulsierende Intensität, die von Soutters Zeichnungen ausging. Zeichnungen, die Layaz mit grossartig dynamischen Beschreibungen zum Leben erweckt (brillant übersetzt von Yla M. von Dach). Er entlockt ihnen Wahrheiten, die tiefer sind als biografisch Beglaubigtes: Sie «lüften den Schleier über seiner Finsternis». Das gilt vollends für die Werke der letzten Jahre, die Soutter mit den Fingern malte, die er in Tinte, Schuhcreme oder Autolack tauchte, um seine Dämonen mit unmittellbarer Wucht aufs Papier zu bringen.

Michel Layaz ist ein bewegendes Porträt gelungen, das den Leser nicht mit der resignierten Einsicht zurücklässt, «dass man allein ist auf der Welt und dass kein Wunder geschehen wird». Bei aller Traurigkeit feiert sein Buch die ungestüme schöpferische Kraft eines zutiefst tragischen Künstlers. Es endet mit einem Epilog, in dem Layaz imaginiert, wie Soutter kurz nach der Ankunft in Ballaigues im Dorfladen Schulhefte kauft und in seinem Zimmer im Altersheim wie im Fieber zu zeichnen anfängt: In der Unfreiheit, «unter Aufgabe sämtlicher Hoffnungen», beginnt er mit «der Erkundung einer Welt, die ihn befreien sollte».

## Louise Glück

### Das Schöne und Wahre

#### Langdon Hammer

Als die diesjährige Nobelpreisträgerin Louise Glück 2015 von Barack Obama die National Humanities Medal erhielt, nahm der Präsident der Vereinigten Staaten sie bei der Zeremonie beiseite, um sie zu ihren Turnschuhen zu beglückwünschen. Wer trägt Turnschuhe im Weissen Haus? Die Kombination aus Chic und Frechheit, die lässige, aber entschlossene Selbstsicherheit sagt etwas über diese Dichterin aus.

Glücks Schreibstil ist genauso unverwechselbar. Ihre Poesie, die aus einer täuschend einfachen Sprache besteht, ist gemessen, in allen Bedeutungen dieses Wortes. Aber sie ist auch zu einer mitreissenden Lyrik fähig, da sie sich immer wieder zu den grossen Themen der poetischen Tradition emporschwingt: Zeit, Kunst, Liebe, die Jahreszeiten, Erinnerung, Familie, die Gemeinschaft und der Tod.

Die Syntax ist der Schlüssel zu ihrer poetischen Kraft. Glücks Sätze entfalten sich mit dem perfekten Timing eines bissigen jüdischen Komikers. Man hat bei ihr nicht den Eindruck von Zögerlichkeit, sondern von ständigem Abwägen, da sie die Wahrheit dessen, was sie sagt, und die Angemessenheit der Art und Weise, wie sie es sagt, laufend überprüft. Gelassen und geduldig findet sie das Drama in der Untertreibung.

#### Dreizehn Gedichtbände

Ihre Kindheit in Long Island, ihre Erfahrung als Patientin mit der Psychoanalyse und ihre intimen Beziehungen – als Geliebte, Schwester und Mutter – sind die Quellen ihrer Poesie. Sie spricht als jemand, der mentalen und emotionalen Schmerz aus erster Hand kennt. Aber sie ist keine Bekenntnis-Dichterin. In «The Untrustworthy Speaker» warnt sie uns: «Man kann mir nicht trauen. / Denn ein verwundetes Herz / ist auch ein verwundeter Geist.»

Tatsächlich bezieht sich das «Ich» in Glücks Poesie selten einfach auf sie selbst. Wie T. S. Eliot, ein anderer mit dem Nobelpreis ausgezeichnete anglophoner Dichter, ist Glück nicht nur eine Meisterin der subjektiven Lyrik, sondern auch des dramatischen Monologs. Durch ihn wird sie Teil imaginärer Gemeinschaften und erfundener Leben; sie bewohnt das Anderssein wie eine Romanautorin, um Gemeinsamkeiten des menschlichen Fühlens und Erlebens zu finden und



Mit Turnschuhen ins Weisse Haus: Nobelpreisträgerin Glück.

zu artikulieren. Seit ihrem Debüt «First-born» (1968) hat Louise Glück dreizehn Gedichtbände veröffentlicht. Jeder ist ein eigenständiges, in sich schlüssiges imaginatives Projekt. Das Buch ist ihre Masseinheit, und wenn sie mit einem fertig ist, muss sie oft lange, quälend lange warten, bevor sie wieder Gedichte schreiben kann. Wie man nach dem Schweigen Sprache und Ausdruck zurückgewinnt, Verzweiflung und Erstarrung überwindet – das ist das Thema des Titelgedichts in «The Wild Iris» (1992). Hier spricht Glück zu uns mit der Stimme einer Blume, die in hinreissender Farbenpracht erblüht, nachdem sie «begraben in der dunklen Erde» war.

*Euch, die ihr euch an die Reise  
aus der anderen Welt nicht erinnert,  
sage ich, ich konnte wieder sprechen: was immer  
zurückkehrt aus dem Vergessen, kehrt zurück  
um eine Stimme zu finden:  
aus der Mitte meines Lebens sprang  
eine hohe Fontäne, tiefblaue  
Schatten auf Meeresazur.*

In einer Zeit, in der in den USA die Sprache entwürdigt und gemeinhin dazu benutzt wird, zu lügen und zu drohen, sollten wir diese Dichterin feiern, die ihr Leben der Aufgabe gewidmet hat, die Sprache präzise zu verwenden, um zu heilen und Dinge zu sagen, die schön und wahr sind.

Langdon Hammer ist Professor für Englisch an der Yale University in New Haven, Connecticut.

# Verzichten ist langweilig

Rainer Hank

Andrew McAfee: Mehr aus weniger.  
DVA. 384 S., Fr. 38.90

Am 22. April 1970 begingen die Vereinigten Staaten ihren ersten «Tag der Erde» («Earth Day»). Im ganzen Land fanden Tausende von Demonstrationen statt, viele davon an den Hochschulen. Der Tag gilt als «Geburtsstunde der modernen Umweltbewegung». Die Rede von den «Grenzen des Wachstums» wurde zum populären Schlachtruf aller Öko-Apokalyptiker – bis heute.

Auch für Andrew McAfee markiert der 22. April 1970 eine Zäsur, freilich keine apokalyptische. McAfee, Direktor der «MIT Initiative on the Digital Economy» in Cambridge, Massachusetts, wurde vor fünf Jahren berühmt mit einem Buch über das «Zweite Maschinenzeitalter», in dem er die säkularen Veränderungen unserer Welt durch künstliche Intelligenz und Robotisierung beschreibt.

In seinem jetzt auf Deutsch vorliegenden neuen Buch «Mehr aus weniger» («More from Less») setzt der Wissenschaftler zu einem fulminanten Lob des Kapitalismus an und zu einer Verteidigung der Marktwirtschaft gegen ihre ständig mehr werdenden Kritiker.

## Wachstum und Wohlstand

Grob zusammengefasst lautet die These: Anders als es die gängige grün-linke Meinung behauptet, schaufelt der Kapitalismus sich nicht sein Grab durch ausbeuterischen Ressourcenverbrauch. Ganz im Gegenteil besitzt er die Fähigkeit, mit immer besserer Technologie und immer weniger Ressourcen immer mehr Wachstum und Wohlstand zu schaffen. Die freudige Botschaft lautet also: Wir und unser Planet werden überleben, ohne dass wir dafür Verzicht üben müssen. Es ist eine Botschaft, die dem Zeitgeist öko-protestantischer Umweltaskese fundamental widerspricht.

McAfee räumt ein, dass der Malthusianismus für die vielen notorischen Pessimisten seine Attraktivität bis heute nicht verloren hat. Das mag daran liegen, dass der britische Ökonom und Theologe Reverend Thomas Robert Malthus (1766–1834) bis in das frühe 19. Jahrhundert mit seiner Theorie tatsächlich recht behielt: Während die Bevölkerung sich exponentiell vermehrte, nahm die Menge der Nahrungsmittel lediglich linear zu, was regelmässig zu schlimmen Hungersnöten führte. Erst die industrielle Revolution bescherte der Menschheit einen Produktivitätsschub, der Wachstum verbunden mit steigenden Löhnen für die arbeitende Klasse zur Folge hatte



*Optimist in der Defensive:* Forscher McAfee.

und eine ständig grösser werdende Weltbevölkerung zu ernähren vermochte.

Der Preis dieses kapitalistischen Erfolgs war freilich ein riesiger Ressourcenbedarf, der den Malthusianismus in neuem Gewand bis heute wiederauferstehen lässt: Eines Tages, so lau-

*Bei aller Begeisterung für den Kapitalismus ist McAfee kein naiver Marktradikaler.*

tet die Drohung, würden alle Rohstoffe aufgebraucht sein; dann werde sichtbar, dass die Menschheit mit ihrer Wachstumsideologie am Ende sei.

Doch – o Wunder – so ist es nicht gekommen: Längst hat der Rohstoffverbrauch seinen Zenit überschritten, während der Wohlstand weiterwächst. Wachstum korreliert nicht mit steigender Zerstörung unseres Planeten. Die Halbleiterindustrie des digitalen Zeitalters beruht schlicht auf der kreativen Verarbeitung von Sand, von dem es sprichwörtlich genügend

gibt am Meer: Silizium, nach dem Sauerstoff das zweithäufigste Element der Natur, wird zur Grundlage der Speicherchips.

Die Behauptung, der Rückgang des Ressourcenverbrauchs gründe auf Konsumverzicht, mehr Recycling oder rigider Familienplanung, verweist McAfee in das Reich der Märchen. Das Effizienzprinzip des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs selbst war es, das die Unternehmen zwang, nach besseren Herstellungsmethoden für ihre Produkte zu suchen. Dadurch wurde ein Prozess der «Dematerialisierung» losgetreten, der es möglich macht, dass wir immer mehr konsumieren können, während wir dafür zugleich immer weniger Ressourcen brauchen.

Bei aller Begeisterung für den Kapitalismus ist McAfee kein naiver Marktradikaler. Metaphorisch nicht ganz glücklich spricht er von den «vier Reitern des Optimismus» (im Gegensatz zu den vier apokalyptischen Reitern in der Bibel): technologischer Fortschritt, Kapitalismus, öffentliche Aufmerksamkeit und reaktionsfähiges Regieren. Die letzten beiden



Reiter machen deutlich, dass Zivilgesellschaft und Politik nicht nur Zuschauer des marktwirtschaftlichen Prozesses sind.

Insbesondere bei externen Effekten (einer Form von Marktversagen) der Umweltverschmutzung oder der Erderwärmung plädiert McAfee wie die meisten liberalen Ökonomen für eine Öko-Steuer oder die staatliche Anordnung eines klugen Emissionshandels. Dem müsste auch die Klimabewegung von Greta Thunberg zustimmen können. Ablehnung dürfte indessen sein Plädoyer für grüne Gentechnologie oder mehr Atomstrom erfahren, eine Massnahme, die McAfee die «wichtigste Waffe im Kampf gegen die Erderwärmung» nennt.

Wenn der Eindruck nicht trügt, dann sind Optimisten wie McAfee (zusammen etwa mit Steven Pinker, Hans Rosling oder Max Roser) im öffentlichen Diskurs derzeit deutlich in der Defensive. Die vielen Daten, Fakten, naturwissenschaftlichen und ökonomischen Studien, die McAfee leicht lesbar und in unaufgeregtem Ton präsentiert, sind allesamt nicht neu, beruhen auch nicht auf eigener Forschung. Das freilich ist kein Tadel, im Gegenteil: Genau solch eine Zusammenschau hat uns bislang gefehlt.

## Eisbären, Füchse, Haie

Anton Beck

Joachim B. Schmidt: Kalmann.  
Diogenes. 352 S., Fr. 33.90

Kalmann ist ein untypischer Held für einen Skandinavien-Krimi. Anders als bei Stieg Larsson oder Henning Mankell ist er kein versoffener Polizist oder unnachgiebiger Journalist, sondern der etwas bemitleidenswerte Dorftrötel von Raufarhöfn, einem Dorf in Island. Kalmann selbst bezeichnet sich als Sheriff, doch die meiste Zeit ist er damit beschäftigt, Polarfüchsen nachzujagen oder stinkenden Gammelhai zu verarbeiten. Als er dann aber auf eine Blutlache stösst, der lokal angesehene Róbert McKenzie verschwindet und dessen Arm später im Magen eines Hais gefunden wird, entspinnt sich ein solider Krimi-Plot rund um eine Drogenlieferung und zwischenmenschliche Abgründe.

Die konstant naive Weltsicht des Ich-Erzählers Kalmann langweilt gelegentlich, wenn er monotone Sätze aneinanderreihet: «Meine Mutter mochte Tee. Ich mag eigentlich lieber Kaffee. Aber nur mit Milch und viel Zucker. Das wissen die meisten, die mir Kaffee servieren. Das muss ich meistens gar nicht mehr sagen. Aber Tee mag ich auch.» Doch im Roman tauchen dafür spannende Motive auf, zum Beispiel der Mythos, dass ein Eisbär von Grönland nach

Island geschwommen sei und den Bewohnern von Raufarhöfn gefährlich werden könne; er findet in einer gekonnt entworfenen Szene einen Abschluss.

Das Schönste an «Kalmann» sind die Nebenhandlungen, etwa die Jagd nach einem Polarfuchs namens «Schwarzkopf», der Kalmann den ganzen Roman über nicht loslässt. Oder Kalmanns stetig wiederkehrende Verlegenheit, wenn es darum geht, mit einer Frau zu sprechen. Diese präzise gesetzten, miteinander verwobenen Szenen bringen einen angenehmen Fluss in die Lektüre.

### Nordic-noir-Kunstgriffe

Joachim B. Schmidt, ein Bündner Journalist, der vor dreizehn Jahren nach Island auswanderte, liefert mit seinem vierten Roman einen überraschend eigenständigen Skandinavien-Krimi. Nur selten greift er auf etablierte Nordic-noir-Kunstgriffe zurück. Etwa auf die im Genre bekannte Figur des asozialen

*Das Schönste an «Kalmann» sind die Nebenhandlungen, etwa die Jagd nach einem Polarfuchs.*

Hackers, der sich von der Aussenwelt abschirmt und nur an seinem Computer zur Höchstform findet. Bei Schmidt heisst diese Person Nói, agiert versteckt hinter einem Laptop und hilft Kalmann dabei, die Puzzleteile rund um McKenzies Verschwinden zusammensetzen.

Insofern wagt sich Schmidt mit seinem «Kalmann» nicht in allzu unbekanntes Gewässer, liefert alles in allem aber einige unterhaltsame Lektürestunden. Und er weckt auch die Lust, Island trotz Kälte, Dunkelheit und Entfernung, trotz Füchsen, Eisbären und Haien einmal zu bereisen.



„Für den Designerschornstein muss ich Ihnen leider etwas mehr berechnen.“



## Die Bibel Einbussen hinnehmen

*Er aber sprach zu ihr: Das Gute nehmen wir an von Gott, und das Böse sollten wir nicht annehmen? Bei alldem sündigte Hiob nicht mit seinen Lippen (Hiob 2, 10).* – Das Gute im Leben Hiobs waren sein solider Charakter, seine zwölfköpfige Familie, riesige Tierherden sowie ein reges Sozialleben mit grosszügigen Einladungen. Das Böse waren feindliche Überfälle, Terrorismus, Blitzschlag und Unwetter bis hin zum Tod seiner Kinder und zum Totalverlust der Güter. Hinzu kamen Krankheiten. Der Satan hatte ihm dies – mit Gottes Zustimmung – eingebrockt, um zu beweisen, dass Hiob in der Krise Gott verfluchen würde. Selbst seine Frau verspottete seine Frömmigkeit. Aber der Satan verlor die Wette.

Die Erzählung wirft die Frage auf, ob ein Mensch inmitten von bösen Schicksalsschlägen an den «lieben Gott» glauben kann. Modern zugespitzt: Kann man nach Auschwitz noch beten? Viele konnten es nicht, verständlicherweise. Andere beteten noch nahe der Gaskammern. Das menschliche Verhalten im Völkermord und in der Katastrophe lässt sich schlecht voraussagen. Es ist unberechenbar, selbst bei mildereren Rückschlägen.

Hiob einfach so als Vorbild hinzustellen, wäre plump. Eine Annäherung kann jedoch gelingen. Zunächst dies: Auch die längste prosperierende Phase dauert nicht ewig. Niedergänge und Zusammenbrüche sind das Normalste der Welt – mit oder ohne Satan. Bewahren die Menschen dabei ihre Friedfertigkeit? Sind meine Überzeugungen und Ideale belastbar? Paulus ruft dazu auf, zu haben, als hätte man nicht (1. Korinther 7, 30f.). Man möge sich also im Voraus von den Annehmlichkeiten geistig freistrampeln. Um mit Abstürzen zurechtzukommen, braucht es eine solide innere Haltung. Ich bin zuversichtlich, dass unsere Gesellschaft sie nicht völlig verlernt hat.

Peter Ruch

# Welchen Tönen soll man folgen?

Der Schweizer Komponist Dieter Ammann schreibt Musikstücke, als wären sie Briefe – und feiert damit international Erfolge.

Thomas Wördehoff

**Dieter Ammann:** Gran Toccata. Mit Andreas Haefliger, Helsinki Philharmonic Orchestra (Leitung: Susanna Mälkki). Klavierkonzerte von Béla Bartók und Maurice Ravel. BIS Records

**E**in geradezu rührendes Bild fürs Poesiealbum. Da sind der Vater und die Söhne und die herzige Musik. Einträchtig sass man einst in Zofingen beisammen in der heimischen Stube und werkelte an Klavier, Melodica, Trompete und was sonst so greifbar war. Mit Inbrunst spielten sie «Z'Basel a mym Rhy», Mozarts unverwüstliche «Sonata facile», aber auch die peppigen Liedlein von Duke Ellington. Die bald erstaunlich virtuoseren Klimpereien bewirkten in einem Fall immerhin «eine unglaubliche Schulung des Gehörs und der musikalischen Fantasie» und lenkten wohl auch eine Biografie nachhaltig in richtige Bahnen.

Denn gut fünfzig Jahre später ist aus dem Nesthäkchen des fidelen Trios, Dieter Ammann, einer der gefragtesten Schweizer Komponisten zeitgenössischer Musik geworden. Koryphäen wie die Geigerin Carolin Widmann, der Pianist Andreas Haefliger oder der Bratschist Nils Mönkemeyer bekneien ihn um Musik, und auch wichtige Festivals stehen bei ihm Schlange. Trotzdem bewegt sich Dieter Ammann auf unsicherem Terrain, denn Neue Musik – ein fester Begriff seit immerhin hundert Jahren – gilt auch heutzutage noch als Kassengift.

Sperrig, meist ohne melodischen Schmelz, das Bedürfnis nach der Fülle des Wohllauts beinhaltet ignorierend, werden zeitgenössische Klänge selbst von kundigen Laien oft als Zumutung wahrgenommen. Trotz (oft auch wegen) elaborierter Einführungen fühlen sich geduldige Besucher keineswegs emotional abgeholt vom widerborstigen Material heutiger Tonsetzer. Ohne fetzige Klassiker wären modernistisch ambitionierte Konzerte wohl noch schlechter besucht. «Das Konzertpublikum kommt nicht wegen meiner Werke, sondern wegen Mozart», räumt auch Dieter Ammann nüchtern ein und beeilt sich hinzuzufügen,

dass «sie sich dann doch von meiner Musik begeistern lassen».

Dieter Ammann lebt mit Frau und Söhnen in Zofingen, schaut sonntags «Tatort», ist Genussraucher, trinkt Espresso, mag Prince und die Beatles und auch die Sachen von György Ligeti und Wolfgang Rihm. «Ich führe ein normales bürgerliches Leben», sagt er und klingt zufrieden. Er berichtet, dass er gelegentlich in rechte Shitstorms gerät, wenn er sich wieder mal über Trump erhitzt. «Deine Musik ist entartet», schreiben sie ihm dann. «Für diese Leute», erklärt er achselzuckend, «ist mein Angebot nicht relevant.»

Sein erstes Streichquartett beginnt mit einem schroffen, fast tonlosen Fortissimo-Akkord. Das löst prompt ein aufgeschrecktes Wuseln von Violine und Bratsche aus, begleitet von einem strengen, immer dringlicher werdenden stumpfen Zupfen, dem das komponierte Reissen einer Saite folgt, dann fallen die hel-

*Ammanns Arbeitsmethodik geht vermutlich zurück auf seine heftigen Jahre mit Ska, Punk, Jazz.*

len Streichergesten zeitlupenartig in grauer werdende Gebilde zusammen; die Klänge verschwimmen und gerinnen schliesslich in ein zunehmend brüsk werdendes Zittern, Pochen. Etwa eine Minute ist vorbei, der erste Höreindruck hinterlässt den Eindruck von fröstelnder Unruhe, Hilflosigkeit und marternder Zerrissenheit.

## Keine vorbestimmten Formen

Für diese Beschreibung besteht kein Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit. Nur etwas ist sicher: Diese erste Minute des Quartetts hat keine Melodie, keinen durchzählbaren Puls. Die Musik treibt stetig voran, manchmal verharret sie, verwischt und verformt sich, immer wieder zerspringt sie. Das Stück heisst «Geborstener Satz». Was ist die Bedeutung hinter alledem? Welchen Tönen soll man folgen? «Wenn ich komponiere, ist es, als würde ich



*Funk und Betäubungsmittel:*

einen Brief schreiben. Der Ablauf ergibt sich aus dem zuvor Geschriebenen. Da gibt es plötzlich ein Apropos, oder es gibt ein Aber, oder mir geht ein Übrigens durch den Kopf – man unterbricht sich doch oft auch selbst. Deshalb kann ich nicht in vorbestimmten Formen schreiben.» Das aus einem Satz bestehende Streichquartett kommt ohne nähere musikalische Bezeichnung aus, denn Ammann lässt sich gleichsam von seinen Eingebungen überumpeln. Ein grosszügig angelegter Masterplan existiere natürlich im Hinterkopf, doch billigt er sich bereitwillig die eine oder andere Abschweifung zu – Umwege, die auch seine langsame Arbeitsweise erklären.

Zum Zeitpunkt des Interviews tüfelt Ammann an seinem ersten Bratschenkonzert – gerade elf Takte hat er zurückgelegt und befindet sich mitten in Nummer zwölf. Er selbst taxiert sich als «einen der langsamsten Komponisten europaweit». Als ihm vor zwei Jahren ein Schweizer Opernhaus einen Werkauftrag angetragen hatte, war seine Bedingung: Zeit. Aufmunternd übermittelte ihm die Dramaturgie darauf die frohe Botschaft, der Intendant habe seinen Vertrag soeben um vier Jahre verlängert. Ammanns trockene Replik: «Ich sprach von ausreichend Zeit!»

Dass die Werke des Familienmenschen bisweilen auch robust-ruppige Expressivität und sogar sinnliche Eleganz verströmen, mag





Multi-Instrumentalist Ammann.

an der Freiheit liegen, die Ammann für sich beansprucht. Sein vormaliger Kompositionslehrer und heutiger Kollege Wolfgang Rihm äussert sich in seltener Bewunderung: «Er ist keiner, der hinter Theorien Schutz sucht, sondern einer, der durch seine Musik Leben artikuliert.»

Ammanns eigenwillige Arbeitsmethodik geht vermutlich zurück auf seine heftigen Jahre mit Funk, Ska, Punk, Jazz, Alkohol und dem Genuss von Betäubungsmitteln. Der Multi-Instrumentalist war ein gefragter *sideman*, der mit Cracks wie Jojo Mayer oder Eddie Harris jammte. Und auch die eigenen Formationen des drahtigen Workaholics, von der Donkey-Kong's-Multi-Scream-Band bis zur aktuellen Freiwilligentruppe The Hip Twins um ihn und seinen älteren Bruder, mit der er noch heute versiert seine Gigs an der Trompete hinlegt, haben eine Liebe zur Improvisation, zum Nichtvorhersehbaren, zum Plötzlichen hinterlassen.

Und noch eine Einsicht festigt sich beim Hören von Ammanns Musik: Sie verlangt nicht nur innere Einkehr, sondern haut mitunter ziemlich dramatisch auf den Putz, explodiert geradezu vor Lebensgier, Gewitterwolken und vibrierender Kaum-Aushaltbarkeit. Was beim Hören hilft: Man sollte Musik erleben, nicht nur beurteilen wollen. Etwa Ammanns Klavierkonzert «Gran Toccata». Früh hatte man dem

Initiator und Uraufführungspianisten des Werks, Andreas Haefliger, warnend empfohlen: «Nimm dir Zeit zum Üben!» Tatsächlich sei das Opus «eigentlich neurologisch kaum machbar», seufzte der Musiker in einer kürzlich gesendeten TV-Dokumentation über dieses erste und einzige Klavierkonzert des Meisters.

### Kampf zwischen Solo und Tutti

Die vor gut einem Jahr in London durch Haefliger und das BBC Symphony Orchestra präsentierte Komposition platzt aus allen Noten. Ammann verlangt eine geradezu übermenschliche Virtuosität und geistige Präsenz, ausserdem hat er Tempovorstellungen, die vermutlich kein Grossmeister je wird erfüllen können. Das Klavier schäumt, funkelt, perlt und hämmert durch alle Farben pianistischer Möglichkeiten, um dann wieder ahnungsvoll verhangene Landschaften in verhaltener Intensität zu durchmessen.

Das Spannungsfeld dieses Musikers zeichnet sich zwischen gleissender Intensität und bohrender Unnachgiebigkeit ab. Sie fühle sich «wie in einem Rennwagen», beschreibt Susanna Mälkki, Dirigentin der Münchner Aufführung der «Gran Toccata», den pianistisch-orchestralen Höllenritt, «man legt sich ständig in die Kurven.»

Bei diesem inneren Druck, diesen Entladungen, sollte man musiktheoretische Er-

läuterungen auf keinen Fall zur Hörbedingung machen – sonst ist man verloren. Ammanns Gebrauchsanweisung an sein Publikum klingt beinahe beschwörend: «Es ist doch ganz einfach, zu hören. Wo verdichtet sich etwas? Wo wird etwas dunkel? Wo geht es allmählich in rhythmische Strukturen über? Wo geht es weniger um die Melodik, sondern um ein Klopfen? Wo gibt es einen Kampf zwischen Solo und Tutti? Es gibt also ganz unterschiedliche Stimmungen und Szenarien, die allerdings, da ich ein sehr ungeduldiger Hörer bin, bei mir meist relativ schnell aufeinanderfolgen.»

Sein Publikum sind «Leute, die gefordert werden wollen». Das ist wohl weniger hochfahrend, als es zunächst scheinen mag, denn

*Diese Musik verlangt nicht nur innere Einkehr, sondern haut mitunter dramatisch auf den Putz.*

es geht hier kaum um die Ansprüche der Kennntnisreichen. Ammanns Idealvorstellung hängt mehr mit Offenheit und Neugier zusammen – wie vermutlich bei jedem Komponisten.

Auch Dieter Ammann weiss von Musik zu berichten, die er nicht aushält. Crossover «finde ich nicht toll». Und selbst «Fragmente – Stille, An Diotima», ein Streichquartett des legendären Neutöners Luigi Nono (1924–1990), «kann ich nicht durchhören, weil sich die Informationsdichte in einem solchen Mikrobereich abspielt». Als habe er sich bei einem Frevel ertappt, schiebt er mit fassungslosem Kopfschütteln hinterher: «Wahnsinn! Dieses Streichquartett ist etwas vom Grössten überhaupt! Wenn man ins Detail geht, ist es unglaublich reichhaltig.»

Ammann verdeutlicht damit auch, dass sich das Publikum niemals hinter seinen Empfindungen verstecken sollte. Kein Mensch disqualifiziert sich, wenn er Adriana Hölszky, Mark Andre und Karlheinz Stockhausen nicht mag oder mit der Durchorganisiertheit der seriellen Musik nichts anfangen kann. «Der grosse Fehler der seriellen Musik ist, dass sie die Menschen vergessen hat», sagt Ammann versonnen, aber mit Nachdruck. «Ich habe mit Pierre Boulez ein paar Mal darüber gesprochen, und er bekannte grummelnd, bei seinem berühmten <Le Marteau sans maître> seien die schönsten Stellen jene, wo er eine *indiscipline locale* habe walten lassen.»

Eine gewisse Erleichterung und auch Schadenfreude über dieses diskrete Eingeständnis von Schwäche durch den grossen Zuchtmeister ist Dieter Ammann immer noch anzumerken. Neben einem neugierigen Publikum ist es vielleicht auch diese Einsicht des alten Boulez, die der Neuen Musik gelegentlich fehlt.



*Irritierende Mossad-Agentin:* Schauspielerin Niv Sultan.

## Serie

# Suspense in Seelen-Essig

Wolfram Knorr

Teheran (Israel, 2020)

Achtteilige Serie von Dana Eden, Maor Kohn, Moshe Zonder auf Apple TV.

Mit Niv Sultan, Shaun Toub, Menashe Noy.

Ein Albtraum. Alles war perfekt in die Wege geleitet: das Bordsystem einer Maschine von Jordanien nach Indien gehackt; darauf unfreiwillige Zwischenlandung in Teheran, damit die Mossad-Agentin Tamar Rabinyan (Niv Sultan) aussteigen, in einer Airport-Toilette mit einer wartenden Iranerin die Identität tauschen und in Teheran untertauchen kann. Doch dabei wird sie von einer Jüdin, die mit in der Maschine sitzt, erkannt. Tamars Plan, in Teheran die Luftabwehr auszuschalten, damit die israelische Luftwaffe eine iranische Nuklearfabrik bombardieren kann, ist zur Makulatur geworden. Der Erzfeind hat die Witterung aufgenommen, verfolgt ihre Spur.

«Teheran», die neue Kreation aus der israelischen TV-Serien-Schmiede, ist ein weiteres Glanzstück in einer Reihe erstaunlicher Spionagestorys. Die Israelis haben das Genre nicht neu erfunden, aber um eine Dimension

vertieft. Natürlich werden die typischen Motive, von Identitätstauschungen über Verfolgungen bis zu vorgetäuschter Liebe, eingesetzt. Was jedoch Israels Versionen von den konventionellen, von Hollywood geprägten abhebt, ist eine vertrackte Mischung aus Thrill und Psychologie, als habe man Alfred Hitchcock mit Ingmar Bergman gekreuzt: Suspense, eingelegt in Seelen-Essig.

So schraubt sich «Teheran», entwickelt von Dana Eden, Maor Kohn und dem «Fauda»-Autor Moshe Zonder, sukzessiv ins Nervensystem der Figuren, die Tamars Weg kreuzen. Sie zeigen Emotionen, Verletzlichkeit, politische Reflexe jenseits ideologischer Unbeirrbarkeit.

### Nicht immer sympathisch

Neben Tamar, die mit ihrem Durchsetzungswillen zwischenmenschlichen Flurschaden anrichtet, ist ihr Jäger, der iranische Sicherheitschef Faraz Kamali (Shaun Toub), der interessanteste Charakter. Von ewig strammer Pflichterfüllung mürbe geworden, gross, hager, leicht gebeugt, mit einem Gesicht, das im Schmelzofen ideologischer Gesinnungstreue vertrocknet ist. Mit harten und zugleich resignativen Zügen geht er seiner Arbeit nach, verdrängt aber seine Gefühle nicht, wenn er regelmässig mit seiner Frau telefoniert, die in einer Pariser Klinik operiert wird.

Das Bild, das die Autoren und Regisseur Daniel Syrkin von Teheran und seiner Gesellschaft

zeichnen (gedreht wurde in Athen), ist alles andere als stereotypisch. Tamar, im Iran geboren, verliess als Jüdin nach der Islamischen Revolution das Land und sucht nun bei ihrer im Land gebliebenen Tante, die mit einem hohen Polizeibeamten verheiratet ist, Unterschlupf. Das führt zu familiären Verwerfungen. Auch im Versteck bei einem Hacker, der zu einer Dissidentengruppe gehört, hinterlässt sie ihre Spuren. Tamar ist eine Identifikationsfigur mit irritierendem, nicht immer sympathischem Verhalten. Nachdem ihr Auftrag gescheitert ist, nimmt sie sich Freiheiten heraus, die der Mossad-Chef Meir Gorev (Menashe Noy) nicht gutheisst. Sein Verhalten ist unerbittlicher als das seines iranischen Gegenspielers Kamali.

«Alles Absicht», so Moshe Zonder. Tatsächlich gelingt den Machern eine Steigerung des Nervenkitzels, indem sie es vermeiden, den Iran als «böse» darzustellen. Sie zeigen das Leben in Teheran als mehrheitlich verblüffend areligiös, betonen die sympathischen Seiten der Iraner, sie jonglieren also geschickt mit den Erwartungen der Zuschauer. Kamali und seine Mitarbeiter bleiben natürlich eisenhart, auch wenn sie den Eindruck machen, nur einer lästigen Pflicht nachgehen zu müssen.

«Teheran», «Fauda», «Hatufim» (Vorlage für «Homeland»), «When Heroes Fly», «False Flag», «Bnei Aruba» («Die Geiseln») sind geprägt von der politischen Situation, einem permanenten Druck, einer permanenten Be-



drohungslage durch Nachbarn, die in Israel ein Übel sehen. Wer glaubt, Filme seien nur ein belangloser Zeitvertreib, ist auf dem Holzweg. Sie sind Radarantennen, die auf politische und psychische Befindlichkeiten schnell reagieren und sie in dramatische Geschichten umsetzen.

Erhellend war die TV-Serie «Be Tipul» («In Behandlung»), von HBO unter dem Titel «In Treatment» in einer US-Version herausgebracht. Sie fand ausschliesslich im Büro eines Psychotherapeuten statt – Suspense im Verbalen. Sieben Klienten, für jeden Tag einer, kommen mit ihren Krisen, Schicksalsschlägen, Selbstfindungsversuchen in die Sprechstunde ihres Therapeuten. Angehörige der Armee beklagen, dem äusseren und inneren Druck nicht mehr standhalten zu können.

«Be Tipul» war wie eine Druckkammer. In den Spionageserien «Fauda», «Hatufim», «Teheran» und Co. explodiert diese Druckkammer. Dafür braucht es keine Riesenbudgets, nur Einfallsreichtum, der in den Konflikten wurzelt, mit denen die Israelis täglich konfrontiert werden. Da ziehen die israelischen Drehbuchautoren, Filmemacher und Schauspieler alle Register, die das Serien-Format bietet. Es ist mit Sicherheit kein Zufall, dass Israel zurzeit der drittgrösste Exporteur von Medienprodukten in die USA ist.

## Games

# Gemeinsam spielen

Marc Bodmer

Airconsole: [airconsole.com](http://airconsole.com)

In Zeiten des *Social Distancing* – eigentlich müsste es *Physical Distancing* heissen, wie der wieder-auferstandene Andreas Vollenweider kürzlich zu Recht bemerkte – neigt man immer noch zum heimischen Herd. Doch was tun? Netflix trägt nicht sonderlich zur gemeinsamen Kommunikation bei, Lesen noch weniger. Gamen! Das Klischee will es zwar, dass Spielerinnen und Spieler vereinsamt vor dem Bildschirm hocken, die Realität sieht aber meist ganz anders aus.

Der Reiz von Videospielekonsolen wie Sonys Playstation oder Nintendos Switch liegt gerade darin, dass zu zweit oder gar zu viert der gleiche Bildschirm geteilt werden kann. Doch nicht alle haben eine Game-Konsole zu Hause, um sich des digitalen Lagerfeuers zu erfreuen. An dieser Stelle springt die Schweizer Gaming-Plattform Airconsole ein. Um auf ihr zu spielen, braucht es keine besondere Hardware. Ein PC mit Internetverbindung, ein Tablet oder ein smartes Fernsehgerät auf Android-Basis dient als Game-Bildschirm. Das Spiel auf die-

sem steuert man mit einem Smartphone, und das haben nun wirklich alle. Mit einem Code meldet man sein Mobiltelefon als Gamepad an. Das Prozedere ist einfach und nimmt eine gute Minute in Anspruch.

## 500 Prozent Wachstum

Die auf Airconsole angebotenen Spiele sind simple Party-Games. Da braucht es kein Einarbeiten und keine stundenlange Erfahrung. Die meisten sind selbsterklärend oder Klone von bekannten Spielehits der Vergangenheit. Diese Zugänglichkeit brachte es mit sich, dass die Plattform des Schweizer Start-ups N-Dream in den letzten Monaten um 500 Prozent gewachsen ist. Natürlich half auch ein bisschen cleveres Marketing. «Wir boten in den Gebieten, die im Lockdown waren, Airconsole zwei Wochen gratis an», erklärt Andrin von Rechenberg, Gründer von N-Dream, zu der Airconsole gehört. Dabei haben sie den Service nicht einfach zwei Wochen kostenlos gemacht, sondern entsprechende Codes verteilt. Wer einen solchen hatte, konnte ihn auch an Freunde und Kolleginnen weiterleiten. «Während des Lockdowns machten sich viele auf die Suche nach Dingen, um sich die Zeit zu vertreiben. Wenn man ein entsprechendes Angebot fand, teilte man dies mit dem Freundeskreis», sagt der ehemalige Computerwissenschaftler.

Ein Wachstum von 500 Prozent zu bewältigen, ist nicht selbstverständlich. Regelmässig brechen bei Neuveröffentlichungen von grossen Games die Server zusammen, weil sie der Last der Nachfragen nicht gewachsen sind. Nicht so bei Airconsole. «Darauf muss man vorbereitet sein», sagt Andrin von Rechenberg. «Wir haben von Anfang an alles skalierbar gebaut.» Die Feuerprobe erfolgte 2015 bereits zwei Wochen nach dem Launch von Airconsole. Der Newcomer wurde im sozialen Netzwerk Reddit auf der Frontseite vorgestellt. Auf einen Schlag wollten Tausende von Nutzern das Angebot ausprobieren. Von Rechenberg, der während fünf Jahren bei Google als

Senior Software Engineer & Tech Lead gearbeitet hat, kennt die technischen Gegebenheiten der Google-Cloud und stellte sicher, dass seine Firma für einen Ansturm gewappnet war.

Durchschnittlich spielen drei Personen im gleichen Spiel mit. «Aber während der Pandemie haben die Single- und Zwei-Personen-Games zugelegt», sagt Andrin von Rechenberg.

## Inzwischen spielen weltweit über sieben Millionen Menschen auf der Plattform.

«Partys sind halt immer noch nicht wirklich angesagt.» Erstaunlich ist dabei die Verweildauer: Noch vor einem halben Jahr lag sie bei dreissig Minuten, nun bei über einer Stunde. Erklärt wird dies mit qualitativen Verbesserungen, und manche Titel sind auch umfangreicher.

## Grosser Coup geplant

In den letzten fünf Jahren haben über 7000 *game developers* weltweit Titel für Airconsole entwickelt, darunter natürlich auch Schweizer Game-Entwickler wie DNA Studios, deren von «Angry Birds» inspirierter Nachbarschaftsstreit «The Neighborhood» sowie das kompetitive Konstruktions-Game «Tower of Babel» mächtig Spass machen. Inzwischen spielen weltweit über sieben Millionen Menschen auf der Plattform.

Der Erfolg von Airconsole und die famose Skalierbarkeit – zu Deutsch: Es können einfach mehr und mehr Leute erreicht werden – haben auch Investoren überzeugt. Im Herbst 2019 konnten Andrin von Rechenberg und sein Team eine weitere Finanzierungsrunde abschliessen. Mit Hilfe von Ringier Digital Ventures kamen drei Millionen Dollar zusammen. «Wir hatten grosses Glück mit dem Timing, eine solche Finanzierungsrunde noch vor der Krise durchziehen zu können», sagt der Airconsole-Gründer.

Das Geld fliesst in die Entwicklung von neuen Games. Bis anhin waren die Budgets eher bescheiden, aber mit dem Wachstum dürften auch die Ansprüche der immer diverseren Klientel steigen, die sich rund um den Globus erstreckt. «Unsere teuersten Spiele kosteten rund 100 000 Dollar, vielleicht werden die nächsten mit 200 000 oder gar 300 000 zu Buche schlagen», meint Andrin von Rechenberg und kündigt an, dass bis Weihnachten zwei, drei grosse Titel auf Airconsole erscheinen werden.

Zum wahrlich grossen Coup gibt er sich kryptisch. Die Rede ist von einem Deal mit einem globalen Smart-TV-Produzenten, der Airconsole seiner Multi-Millionen-Kundschaft prominent präsentieren will. Wir dürfen gespannt sein. Bis es so weit ist, können wir ja noch ein Airconsole-Abo für fünf Franken im Monat lösen und uns die Wartezeit vertreiben.



„Sie wollen also im Wettervorhersagenbereich arbeiten und die Karriereleiter hochklettern?“

## Ausstellung

# Milch schenkt Leben

Rolf Hürzeler

«Milch – Mütterliches Elixier»: Zoologisches Museum der Universität Zürich. Bis 4.1. 2021

Der männliche Kurznasenflughund produziert genauso Muttermilch wie die Kurznasenflughundmama. Allerdings ist wissenschaftlich nicht abschliessend geklärt, ob die kleinen Flughunde tatsächlich beim Vater säugen. Möglicherweise, so ein wissenschaftlicher Ansatz, ist die männliche Milchproduktion nur auf die Ernährung zurückzuführen. Denn die Futterpflanzen dieser Tiere enthalten Substanzen, die weibliche Geschlechtshormone aktivieren. Die Frage, ob der Gemeine Kurznasenflughund den Kleinen nun wirklich die männliche Brust gibt, ist somit noch immer offen. Wer dem Tier nie begegnet ist, muss sich übrigens nicht grämen; es lebt in Südostasien.

Immerhin ist die Fotografie eines der kleinen Wesen jetzt im Zoologischen Museum der Universität Zürich zu sehen. «Milch – Mütterliches Elixier» heisst die Sonderausstellung, die belegt, dass mehr hinter dem Thema Säugen steckt als ein Kalb, das am Euter der Kuh hängt. Die Schau war zuerst im Naturhistorischen Museum von Freiburg zu sehen und ist jetzt in Zürich angekommen. Sie ist anschaulich und

*«Jöh»-Bilder in allen Varianten bedienen das Gemüt der Besucher grosszügig.*

familienfreundlich gestaltet, etwa mit einer interaktiven Installation, die die unterschiedliche Zusammensetzung von Milch illustriert.

So erfährt man, dass nicht nur Säugetiere säugen, wie man meinen könnte. Auch die Spinnweben mit dem schönen lateinischen Namen *Toxus magnus* haben diese Technik entdeckt. Die Mütter setzen für die frischgeschlüpften Jungen Milchtropfen im Nest ab. Nach einigen Tagen wendet sich der Nachwuchs direkt der mütterlichen Körperöffnung zu, die dieses proteinhaltige Sekret ausscheidet.

Säugen ist älter, als man denkt. Die kleinen *Cynodontia*, die «Hundezähler», lebten vor mehr als 200 Millionen Jahre und bevölkerten die Erden mit den Sauriern, neben denen sie ein Nischendasein führten. Diese Wesen mögen zwar bissig wie Terrier gewesen sein, sie waren aber von der heutigen Vorstellung von Säugern weit entfernt. *Cynodontia* legten Eier, die sie mit einem schweissartigen Hautdrüsensekret einschmierten, das den Nachwuchs vor dem Austrocknen schützte – eine Urform des Säugens.



*Kraftakt im geschützten Beutel: Kängurumutter mit Nachwuchs.*

Diese Technik war so erfolgreich, dass die Tiere die erdgeschichtlichen Verwerfungen überlebten, die zum Ende der Saurier führten.

### Fürsorgliche Elefantenmutter

Raffinierte Videoproduktionen veranschaulichen das Säugen im Verborgenen etwa bei den Kängurus. Die fötenartigen Winzlinge winden sich nach der Geburt in den Beutel der Mutter, damit sie die überlebenswichtigen Zitzen finden – «ein Kraftakt», wie es heisst. Im geschützten Beutel wachsen sie zu Jungtieren heran. Neben all den Tieren sei der säugende Mensch nicht vergessen. Eine lebens-

grosse Frau aus dem Mesolithikum vor 7000 Jahren grüsst den Besucher freundlich, sie gehörte den letzten europäischen Nomaden an. Die Mutter trägt ein Kleinkind auf dem Arm und wird als Sammlerin vorgestellt, während ihr Mann sich auf der Jagd befindet. Was heute als Gender-Klischee erscheint, gehörte in jenen Zeiten halt zum familiären *comment*. Die Mütter stillten die Kleinen damals übrigens «mehrere Jahre» lang, was den Nachwuchs zu prähistorischen Wonnepoppen gedeihen liess.

Das Säugen diente auch der Geburtenregulierung. Denn intensives Stillen ver-



hinderte den Eisprung und verlängerte damit den Zeitraum zwischen den Geburten. Im Lauf der Geschichte säugten Mütter nicht nur die eigenen Kinder. Bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts verdienten Stillmütter ein Zugeld, indem sie den Nachwuchs wohlhabender Familien mit Milch versorgten.

«Jöh»-Bilder in allen Varianten bedienen das Gemüt der Besucher in dieser Ausstellung grosszügig. So zeigt eine Videoproduktion ein eben geborenes Elefäntchen auf der Suche nach den mütterlichen Zitzen. Man staunt, wie fürsorglich sich das massige Muttertier bewegt, ohne das Kleine zu gefährden. Spätestens hier fühlt man als Mensch eine Nähe zu all den Wesen, die in ihrer frühesten Kindheit gleichartig ernährt wurden – vielleicht sogar zum Kurznasenflughund.

## Fernsehen

### Heitere Abgründe am «Tatort»

Benjamin Bögli

«Züri brännt»: Zürcher «Tatort» (2020). Von Viviane Andereggen. Mit Carol Schuler und Anna Pieri Zuercher. Sonntag, 18. Oktober, 20.05 Uhr, SRF 1

Erst ganz am Schluss verliert der erste Zürcher «Tatort» seine Unberechenbarkeit. Eine Täterschaft aus dem anderen Lager wäre politisch mutiger, überraschender, weniger korrekt gewesen. Doch auch der Showdown ist, wie der gesamte Krimi, fulminant gedreht. Beim Schweizer Fernsehen hat man nach jahrelangem Murks mit dem Luzerner «Tatort» die Handbremse gelöst.

#### Fein ausgearbeitet

«Züri brännt», der Name ist eine Anlehnung an den gleichnamigen Videofilm über die Achtziger-Unruhen, entwickelt seine Geschichte aus dem Fundus der damaligen Ausschreitungen und spinnt mögliche Motive für mehrere Morde in verschiedenste Richtungen: Das neue Fahndungsduo, Tessa Ott (Carol Schuler) und Isabelle Grandjean (Anna Pieri Zuercher), ermittelt im Musiker-Milieu der Roten Fabrik, auf einer Zeitungsredaktion und gleichzeitig auch polizeintern. Es stellt sich heraus, dass sich die sogenannten Bewegten von damals, von denen einige nun hohe Posten im städtischen Establishment besetzen, alle irgendwie kennen.

Das Drehbuch ist verspielt und so fein ausgearbeitet, dass einem die Übersicht hin und wieder fast entgleitet. Möglicherweise liegt das aber an den durch hohen Netflix-Konsum veränderten Sehgewohnheiten. Serien mit Dutzenden von Folgen, deren Handlungs-

stränge und Figuren sich regelrecht ins Hirn einbrennen, verlangen weniger Aufmerksamkeit als ein anderthalbstündiger brandneuer «Tatort».

«Züri brännt» hat ein beachtliches Tempo und zwei Kommissarinnen, die den spannenden Kriminalfall emotionsgeladen aufklären. Sie werden flankiert von Schauspielern mit glaubwürdiger Figurenzeichnung: Von der trotzigen ewigen Punksängerin über den nicht mehr ganz so rebellischen Chefredaktor einer Zürcher Tageszeitung bis zur konservativen Staatsanwältin aus einer Traditionsfamilie – solche Personen existieren tatsächlich. Fahnderin Ott hingegen verhält sich für eine Polizistin viel zu jugendlich. Das trägt zumindest in der ersten Folge lustigerweise zur grössten Stärke des neuen Schweizer «Tatorts» bei: Es



herrscht eine gewisse Heiterkeit trotz düsterer Vergangenheitsbewältigung.

Damit hebt er sich ab von den vielen bleiernen «Tatort»-Folgen aus Deutschland oder Österreich mit ihren schlechtgelaunten Kommissaren, deren Blicke mit den Jahren immer schwermütiger und betroffener über graue Landschaften und Sichtbetonbauten schweifen. Neuere Duos, wie zum Beispiel im Weimar-«Tatort», versteifen sich wiederum mit Vorliebe auf einen obercoolen Sarkasmus oder wirken völlig weltfremd.

«Züri brännt» von der 35-jährigen Viviane Andereggen ist weniger verklemmt, weniger gekünstelt, greifbarer. Man spürt die Lust der Schauspieler und der Regisseurin, zu unterhalten, und die Freude der Drehbuchautoren, einen interessanten Fall zu erzählen.

## Jazz

### Meditations on Guitar

Peter Rüedi

Tomas Sauter: Glances. Catwalk CW 20020-2

Zu den unausrottbaren Vorurteilen in der Wahrnehmung von Kunst gehört die Vorstellung, Poesie sei eine gefühlige, verschwimmende, weiche, zufällige Angelegenheit, erfunden für die Alben von verträumten Teenagern. Gewiss, ihr Ziel ist fast immer Schönheit (eine Art Schönheit zumindest), und die ist eine von der Moderne wenig geschätzte Qualität, in welcher Kunstgattung auch immer.

Eine ebenso brillante wie ungerechte Attacke auf Gottfried Benn eröffnete Walter Muschg einst mit dem explosiven Satz: «Der im Sommer 1956 gestorbene Berliner Spezialarzt Dr. Gottfried Benn, der nebenher sehr schöne Gedichte schrieb, hat der literarischen Welt Rätsel aufgegeben.» Die Verbannung von Benns dichterischer Berufung ins Nebenher eines Relativsatzes war ein polemisches Meisterstück, das implizit eben auch die Kategorie des Schönen überhaupt meinte.

Der etwas weitschweifende Angang sei erlaubt, wo es um eine ganz andere Auseinandersetzung mit dem Schönen geht, um ein Soloalbum des 1974 in Zürich geborenen Bieler Gitarristen Tomas Sauter. Seit vielen Jahren auf vielen Gitarren ein *man for all seasons*, vertraut mit der ganzen Tradition der Jazzgitarre, im Comboformat (u. a. mit dem Trompeter Ralph Alessi), im Trio und wiederholt im Duo mit dem Bassisten Daniel Schläppi, legt er jetzt erstmals *conversations with himself* vor; beugt er sich über zum Teil «akustische» (nicht elektrisch verstärkte) historische Gitarren und eine für ihn speziell gebaute Bariton-Gitarre (im Tonbereich mit dem Cello vergleichbar): ein Versuch über fast ausnahmslos ausgeschriebene Eigenkompositionen, dem niemand Poesie absprechen wird – wenn immer wir darunter eben Härte, Entschiedenheit, Verdichtung, komplexe Mehrdeutigkeit und den Mut zu einer gelegentlichen Rätselhaftigkeit verstehen.

Eine gewisse Offenheit für synästhetische Assoziationen ist ebenfalls unübersehbar, schon in den Titeln («Sunrise Magic», «Shades and Shadows», «Lonely Butterfly», «Poem in the Meadows»). «Glances» ist ein vielfarbig schimmerndes Portfolio von über lange Zeit entstandenen gitarristischen Selbstreflexionen, angestossen durch viel improvisatorische Energie, aber gebunden in strenger formaler Organisation.

Ein schöner Gang auf dem Grat zwischen Jazz und Klassik. *Meditations on guitar*, mit viel Tiefgang und rauschenden Obertönen.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### High life, low life

Mark van Huisseling

Vorvergangene Woche war (mindestens) ein Fehler in dieser Spalte – es hätte «vorvergangene Woche» heissen müssen, nicht «vergangene», das hat mit den Abschluss- respektive Vorlaufzeiten der *Weltwoche*-Redaktion zu tun. Worauf ich hinauswill: Die erste Künstlerausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ), über die ich an dieser Stelle berichtete, erschien bereits eine Woche früher als vermeldet, am 22. September nämlich. Ich bitte um Verzeihung.

Vorvergangene Woche also war ich in Zürich und Rothenburg. In Zürich findet zurzeit die sogenannte «Pink Rabbit Dinner Show» statt, und zwar im «Aura». Für den Betreiber dieses Restaurants, Philippe Haussener (ich bin mit ihm bekannt), ist es herausfordernd, den grossen, oberhalb des Lokals gelegenen Saal zu füllen. Weshalb er mit Gregory Knie die Dinner-Show-Idee entwickelte und aufstellte. Knie, nebenbei erwähnt, ist unter anderem verantwortlich für die Zirkusse Salto Natale (zusammen mit seinem Vater Rolf) und Ohlala, den er allein leitet; beide fallen dieses Jahr aus. Das heisst, er kann einen anderen Gig ebenfalls gut gebrauchen, Firmen und das Leben kosten Geld, auch während einer Pandemie. Oder wie man sagt: «Drum heisst es Unternehmer, nicht Unterlasser.»

Das alles ist «Pink Rabbit»-Besuchern natürlich egal, sie wollen Brot und Spiele respektive einen Viergänger plus Unterhaltung. Was sie auch bekommen (noch bis zum 30. November). Das Essen schmeckt fein, und die Darbietungen – Pole- und andere Tänzerinnen, Akrobaten, Komödiant, Magier – sind sexy, lustig und zauberhaft, selbst gemessen an den Erfahrungen von ehemaligen Weltmännern/-frauen und/oder Vielreisenden, die Vergleichbares schon in Weltstädten gesehen haben. Im Preis von 150 bis 200 Franken pro

Person (abhängig von Menü- beziehungsweise Getränkewahl) inbegriffen ist, mit etwas Glück, ein Ausflug auf die runde Bühne. Ihr Kolumnist, eigentlich widerwillig, sich zum Affen machen zu lassen, sass an einem Tisch in der zweiten Reihe, doch das scharfe Auge des *masters of ceremonies* entdeckte ihn dort – und fand ihn geeignet für einen Auftritt als «Freiwilliger» einer Zauber Nummer. Es hat eben doch einen Preis, Gast des Hauses zu sein; oder wie MvH sonst gern sagt: «Gratis kann ich mir nicht leisten» (Copyright des Spruchs: Roger Schawinski).

Eine gute Story hilft, wenn es darum geht, eine Marke zu besetzen. Das «Ace Cafe» hat eine: In den 1950er Jahren warfen Besucher des Lokals in einer Nordlondoner Vorstadt eine Münze in die Jukebox, rannten zu ihrem davor geparkten Motorrad, rasten zum Hanger Lane Roundabout und wieder zurück. Und das alles idealerweise unverletzt plus bevor der Song zu Ende war (die Story, so sieht's aus, stimmt sogar). Es war die hohe Zeit der Teenager-Phänomene mit Namen «Ton-up Boys» / «Rockers» oder, etwas später, «Mods»; die bis heute gebräuchliche Bezeichnung «Cafe Racer» für sportliche, zubehörrarme Motorräder kommt vom Stil der Maschinen, wie sie damals von zur Weltspitze gehörenden britischen Herstellern angeboten wurden.

Seit den 1990er Jahren gibt's das «Ace» in London wieder – Hippies und andere auf die Rocker folgende Jugendkultur-Subgenres interessierten sich weniger für Motorräder –, vor

*Das alles ist natürlich  
«Pink Rabbit»-Besuchern egal,  
sie wollen Brot und Spiele.*

etwas über vier Jahren wurde eines in Rothenburg nahe Luzern eröffnet (es gibt weitere in Spanien, Finnland, Amerika und China).

Wenn man von Zürich kommend im Rothenburger Industriegebiet eintrifft, findet man es, wie oft, wenn's um Subkulturen geht, erstens überraschend, dass es sowas überhaupt gibt, und zweitens erstaunlich, wie viele Menschen sich dafür interessieren (im Fall des «Ace» für Motoren und Rock 'n' Roll), am Sonntagmittag vorvergangener Woche hielten sich bestimmt 500 Gäste oder mehr dort auf; Covid-19-Schutzkonzept war *in place*, die Mehrheit der Leute sass draussen. Und was für Leute: Halbstarke, wie Rock 'n' Roller seiner-

zeit auf Deutsch hiessen, mit den passenden Mädchen; Rocker oder Biker, von denen einige in der, übrigens, sehenswerten, bei Netflix erhältlichen Serie «Sons of Anarchy» mitspielen könnten ohne vorherigen Aufenthalt in der Maske, plus Mitglieder der Landbevölkerung. Bis hierher habe ich die Fahrzeuge noch nicht erwähnt – Cafe-Racer-Motorrad-Spezialanfertigungen, *muscle cars*, ein Mini-Cooper-Treffen war auch noch in Gang (ferner gibt's Ladestationen für Elektromobile).

Weitere besondere Vorkommnisse im Restaurant: Zutaten sind zum Teil nachhaltig hergestellt, Fish and Chips ist empfehlenswert, und der Kaffee bekäme in MvHs Espresso-Test eine hohe Note.



## UNTEN DURCH Krebstierchen

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno erzählte mir, in Myanmar sei das älteste Sperma der Welt gefunden worden. In einem Bernstein! Sofort hatte ich das Bild eines Steinzeitmanns vor Augen, der vor einem Baum, aus dem flüssiges Harz trieft, die Fellhose runterlässt. Doch welche erotische Fantasie mag diesem Mann damals zur Ejakulation verholfen haben? Hat er vielleicht, während er sich mit der freien Hand auf die harzige Fichte stützte, an den Hintern einer Höhlenbärin gedacht – war er ein wenig pervers? Oder war es ein stinknormaler, heterosexueller Jäger, der sich einfach vorstellte, wie seine Liebste mit den Fingern ganz langsam über den Stosszahn eines erlegten Mammutbullen strich? Doch wieso hat er im steinzeitlichen Myanmar, das damals noch Burma hiess, überhaupt an eine Fichte gejockelt, anstatt im Lager eines feindlichen Stammes eine Frau zu rauben? Das war damals business as usual, denn es gab diese ganzen Restriktionen noch



nicht: Menschenrechte, bürgerliches Gesetzbuch und so weiter. «Wovon redest du?», sagte Bruno, «das Sperma stammt von einem Krebstierchen! Es ist hundert Millionen Jahre alt, da gab's noch gar keine Männer!» Sofort hatte ich das Bild eines männlichen Krebstierchens vor Augen, das auf der Borke einer Fichte einem weiblichen Krebstierchen nachkrabbelte, das einen unwiderstehlichen Geruch verströmte.

Aber kurz bevor das männliche Krebstierchen endlich das weibliche von hinten ergreifen konnte, blieb es mit einem seiner sechs behaarten Beinchen in einem klebrigen Harztropfen stecken. Das Männchen kam aus dem verdammten Harz einfach nicht mehr los! Sein Füsschen zog im Harz Fäden beim Versuch, es rauszuziehen. Als das Weibchen merkte, dass das Männchen verloren war und zu Bernstein werden würde, krabbelte es weiter und machte einem anderen Krebstierboy schöne Augen. «Und dann», sagte ich zu Bruno, «hat das sterbende Männchen als Abschiedsgruss seinen ganzen Spermiovorrat ins Harz gejockelt. Das untreue Weibchen aber hat mit dem anderen Kerl 5238 Nachkommen gezeugt.» – «Auch da liegst du falsch», sagte Bruno, «das älteste Sperma der Welt ist im weiblichen Krebstier gefunden worden.» Er sagte, das Weibchen sei kurz nach der Befruchtung im Harz eingeschlossen worden. «Dann hätte das Weibchen eben besser aufpassen müssen», sagte ich.

Ich empfand keinerlei Mitleid. Im Gegenteil ärgerte es mich, dass dieses Weibchen noch hundert Millionen Jahre später von allen bedauert wurde, während das Männchen froh sein muss, wenn man es nicht im Nachhinein noch mit einem Shitstorm wegen sexueller Belästigung überzieht. «Vielleicht tröstet es dich», sagte Bruno, «dass es sich um riesige Spermien handelt. Die Forscher haben festgestellt, dass sie grösser sind als das Krebstierchen selbst. Dieses Männchen stellt uns alle in den Schatten!» Auf diese Art Grösse kann ich allerdings gut verzichten. Stell dir vor: Du jockelst, und hinterher liegt neben dir im Bett ein Spermium, das grösser ist als du selbst. Erst mal musst du es vom Bett runterrollen. Danach musst du es mit dem Küchenmesser zertrennen und in drei Müllbeutel stopfen.

Jetzt ist die Frage: Ist es Biomüll? Normaler Hausmüll? Oder gehört es in die Wertstofftonne? Kann es überhaupt recycelt werden, und wenn ja, zu was? Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand ein 100-Prozent-Recycling-

Spermium kauft – ein solches Produkt will man ja dann doch lieber selber produzieren, als es gebraucht zu kaufen. Mir ist ja schon beim Recycling-Toilettenpapier der Gedanke unangenehm, dass dieses Papier schon viele Hintern gesehen hat. Ich kaufe lieber Toilettenpapier, das in keiner Weise zuvor benutzt worden ist, auch nicht als Tageszeitung, in die irgendjemand nach dem Lesen einen geräucherten Fisch eingerollt hat. Nein, ich bin ganz froh, dass meine Spermien von blossem Auge nicht zu erkennen sind. Ich brauche sie nicht zu sehen, um zu wissen, dass sie wunderschön sind und es verdient hätten, in hundert Millionen Jahren im Louvre zu hängen. «Ich glaube, ich gehe jetzt in den Wald», sagte ich zu Bruno, «und ritze ein paar Bäume an.»



## FAST VERLIEBT Wie man die Ex seines Freundes erledigt *Claudia Schumacher*

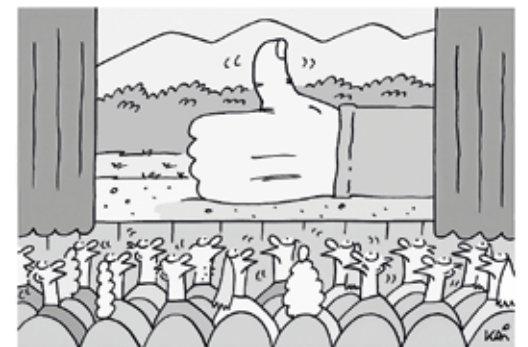
Erinnern Sie sich an meine Bekannte von letzter Woche? Sie vertritt sehr linke, feministische Standpunkte, gleichzeitig arbeitet sie seit Jahren an ihrem Aufstieg in die Oberschicht: Sie hat sich einen Millionär geangelt – und auch ihr Ex gehört in diese Kategorie. Die Geschäfte ihrer Männer, aus denen der Grossteil des Wohlstands stammt, findet sie zwar aus moralischer Sicht mitunter fragwürdig, und sie wünschte sich doch sehr, die beiden würden sich stärker für eine bessere Welt engagieren (oder zumindest nicht dagegenarbeiten). Sie finanzieren ihr und den Kindern aber ein schönes Leben, während sie ihr geistiges Hippietum nach aussen hochhält.

Nun will es der Zufall, dass meine Bekannte sich nicht nur in jedem Kulturkampf unserer Zeit sehr links positioniert, sondern dass sie

dazu auch ultraeifersüchtig ist. Leider ist der aktuelle Millionär noch attraktiver als der letzte: Und wenn etwas den luxuriös gebetteten Schlaf meiner Bekannten stört, dann ist es die Sorge, eine andere könnte ihr den vermögenden Teufelskerl abspenstig machen. «Es gibt doch immer diese eine Ex, die einem ein Dorn im Auge ist», konstatierte sie mal an einem Abend in einer Bar. Mit roten Wangen erzählte sie von der einen nervigen Verflorenen ihres Partners. Er habe sie mehrfach zum Essen getroffen – hinter ihrem Rücken! Ob er ihr das nur deshalb verheimlichte, weil er sie nicht eifersüchtig machen wollte, ist schwer zu sagen. Definitiv wurde sie noch viel eifersüchtiger, als sie es herausfand.

Nun ist meiner Bekannten in dieser kniffligen Causa ein Geniestreich gelungen, der ihre Boheme-Positionen mit ihrem bourgeoisen Naturell gewinnbringend vereint: Sie hat tatsächlich die Ex-Freundin ihres Partners mit ihrem eigenen Ex-Mann verkuppelt. Jeder mit jedem, wie in der Kommune. So weit, so hippiemässig. Wie genau sie das eingefädelt hat, weiss ich nicht. Es ist aber der geschickteste Schachzug in der Liebe, von dem ich seit langem gehört habe. Wenn Machiavelli einen Beziehungsratgeber geschrieben hätte, wäre ihm kaum etwas Besseres eingefallen.

Denn der Ex-Mann und ihr Neuer: Sie können sich nicht ausstehen. Sollte die verhasste Ex also noch einen Funken erotische Macht über den Partner meiner Bekannten besessen haben, ist der nun futsch: Der neue Millionär fasst bestimmt keine weitere Frau mehr an, über die der andere Millionär drüber ist. Die Ex ist besiegt und eingeehgt – und der hübsche Millionär gehört ganz meiner Bekannten mit ihrem grossen Faible für linke Prinzipien. Vorerst. Denn wenn man da so zusieht, könnte man fast denken: Liebe ist der reinste Raubtierkapitalismus.



Für alle, die noch nie ein Daumenkino gesehen haben...

# Musik des Meeres

Irgendwann wird eine Nacht kommen auf dieser Terrasse.



«Schreib ein Lied»: Hotel «Excelsior Vittoria» in Sorrent.

Es gibt Tage, da fühlt man sich wie ein Tagträumer ohne Traum. Da war diese langweilige Fichte, dahinter eine prachtvolle Linde und über allem ein Schweizer Himmel, der matt in Militärgrau schimmerte. Da war ich auf meinem Balkon, es war halb sechs Uhr abends im Oktober, der Tag *soso lala*, ich trank einen Campari Soda, rauchte ein wenig, und ich vermisste Licht, die in den Süden geflogenen Vogelstimmen, einen warmen Wind, mich. Ich fühlte mich gefangen, im Grossen wie im Kleinen; da war die Unmöglichkeit des Reisens in der Welt, und Reisen in mir drin funktionierte gerade nicht.

Keine grosse Sache, redete ich mir ein, passiert allen, ist mir schon tausendmal passiert, diese Momente der Isolation, des dumpfen Seins, das geht vorbei, nimm noch einen Drink, der wird dich ein wenig davontragen in Richtung Grenzenlosigkeit, an Orte, an denen du das Meer rauschen hörst, das Branden von Wellen, das Singen von Möwen, das Tuckern von Fischerbooten, das Tanzen von Glück, das Lachen von Menschen. Und ganz weit hinten wirst du den Horizont sehen und ein bisschen das Ende und den Anfang der Welt.

## Plötzlich «Caruso»

Ich wusste nicht genau, woher plötzlich die Musik kam. Es war Lucio Dallas «Caruso», das beste Lied der Welt, ein zu Musik gewordenes Meer, eine vertonte Sehnsucht, eine Symphonie, deren Klang gleichzeitig Verlangen stillt und weckt. Sein Flügelschlag trägt einen

an die Amalfiküste, an der es halb sechs Uhr abends im Oktober wäre, da wäre dieses Meer, das im Golf von Sorrent badete und die Stimme Carusos hätte, da wären Vögel und Fischerboote, da wäre Licht, da wäre ich.

Zwei Gedanken reisen leichtfüssig im Hirn; wie wenig es braucht, dass ein Mensch, der nicht unrettbar auf dem Talboden seiner verbrannten Erde verloren ist, in seinen kleinen Himmel flattern kann; nur ein Lied. Und dass der Zerstörung, die sein Sein hier mit sich bringt, hin und wieder etwas unzerstörbar Schönes entgegengestellt wird, das einem das Gefühl gibt, dass die Sinnlosigkeit manchmal einen Sinn gebärt.

Und ich dachte an die Geschichte des besten Liedes der Welt, eine Geschichte, die ein kleines, grosses Epos ist und die erzählt von Liebe und Schmerz und Tod. Und doch Ton für Ton Linderung und Hoffnung in sich trägt.

Ich war noch nie im Hotel «Excelsior Vittoria», noch nicht in der «Caruso Suite», nur auf den Schwingen meiner Sehnsucht war ich schon dort. Enrico Caruso verbrachte seine letzten Tage auf der Terrasse seiner Suite im «Excelsior». Die Oper seines Lebens lag in den letzten Tönen. Er war 48 Jahre alt und hustete Blut. Er gab einer jungen Schönheit Gesangsunterricht, er verliebte sich in sie, über die Massen, es half ihm, den Bass des Todes nicht mehr schlagen zu hören. Später wird Dalla singen:

«Hier, wo das Meer funkelt und der Wind stark weht, auf einer alten Terrasse vor dem Golf von Sorrent, umarmt ein Mann eine junge

Frau, nachdem sie geweint hatte. Dann räuspert er sich und beginnt wieder das Lied: Ich hab dich lieb so sehr, so sehr, so sehr. Es ist jetzt eine Kette, die das Blut in den Adern auflöst.»

## Himmel ohne Sterne

1986 strandete Lucio Dalla im Golf von Sorrent. Sein Boot hatte einen Motorschaden, er trieb in den Hafen, es war schon dunkel. Er packte eine Tasche mit Kleidern, ging an Land, fragte einen Fischer, wo man übernachten könnte, der zeigte auf das «Excelsior Vittoria» oben auf dem Hügel. Dalla erhielt die «Caruso Suite». Nach drei Tagen traf er den Besitzer, fragte, was diese ganze Pracht kosten würde, und Dalla blieb ein wenig die Stimme im Hals stecken. «Also», sagte er, «entweder ich arbeite das in der Küche ab, oder ich schreibe ein Lied.» – «Schreib ein Lied.» Drei Tage später hatte er eine Musik in die Welt gebracht, die länger währen wird als die Ewigkeit.

Es ist jetzt Abend geworden, der Himmel ohne Sterne, bald ist Nacht. Irgendwann wird eine Nacht kommen auf dieser Terrasse, die die letzte Zuflucht Carusos war und auf der Dalla den Göttern begegnet ist, und ich werde einen Campari Soda trinken, ein wenig rauchen, mit Bleistift in ein Notizheft schreiben, und vielleicht wird es Musik werden, und die Worte plätschern wie das Meer. Wenn nicht, lege ich den Stift zur Seite, lausche dem besten Lied der Welt und bin glücklich, weil ich nachts ein Tagträumer mit einem Traum bin.



# Übertretung ist Übertretung

Valdete Sadriu, 34, nimmt Parksünder in Zürich ins Visier. Es gibt Tage, an denen sie keine Bussen verteilen muss.

Seit der fünften Klasse lebe ich in der Schweiz. 1995 kam ich aus dem Kosovo ins schaffhausische Thayngen. Ich fühlte mich sehr schnell sehr wohl. Die Schweiz ist super, weil sie offen für verschiedene Kulturen ist.

Eigentlich wollte ich Tänzerin werden, meine Lehre im Coop genoss ich dann aber sehr. Ich blieb vierzehn Jahre, bis ich Mutter wurde: Mein Sohn ist heute zehn, meine Tochter sieben Jahre alt. Weil ich dadurch nicht mehr so flexibel war, nahm ich eine berufliche Auszeit.

Nachdem mein Mann ein Stelleninserat von der «Kontrolle Ruhender Verkehr» der Stadtpolizei Zürich sah, bewarb ich mich 2017 als «Bussenpolitesse». Mich faszinierte es, draussen zu arbeiten, da ich mich gerne bewege. Und mich reizte es, für Ordnung zu sorgen.

Die Ausbildung dauerte drei Monate. Ich lernte alles über die Verzeigungspraxis und das Ordnungsbussengesetz. Mein Highlight war die Vereidigung. Mir blieb in Erinnerung, wie ich das Gelübde über der Schweizer Fahne ablegte. Heute, nach vier Jahren, bin ich stellvertretende Gruppenchefin und verbringe jeden Tag draussen, bei jedem Wetter, ob es regnet, kalt ist oder windet – Wind ist am schlimmsten.

## Nicht persönlich nehmen

Ich kontrolliere flächendeckend, ohne auf der Jagd nach Parksündern zu sein. Wir haben keinen Erfolgsdruck. Manchmal büsse ich mehr, meistens wegen Zeitüberschreitungen, an anderen Tagen gar nicht. Hotspots in den vierzehn Revieren gibt es nicht. Pro Tag laufe ich fast zwanzig Kilometer. Bei der Stadtpolizei handeln wir, wenn möglich, mit gesundem Menschenverstand und Augenmass. Laut Gesetz muss das Fahrzeug komplett in der Markierung sein, theoretisch darf nicht einmal der Seitenspiegel hinausragen. Für uns genügt, wenn alle vier Räder innerhalb der Markierung sind. Wenn das nicht korrekt ist, wird gebüsst.

Dass ich jemanden mit meinen Bussen ärgere, gehört zu meinem Beruf. Das stört mich nicht, weil die Leute meist auf sich selber «hässig» sind und an mir Dampf ablassen. Das nehme ich nicht persönlich. Es ist sogar besser, als wenn die Betroffenen nachher wütend losfahren. Richtig beleidigt werde ich selten. Es kam schon vor, dass ich als «Schlampe» oder «dumme Kuh» bezeichnet wurde. Für brenzlige Situationen habe ich einen Notknopf. Angst hatte ich aber bisher nie.

Die häufigste Ausrede ist: «Ich war nur schnell weg.» Oder: «Ich arbeite hier.» In solchen Fällen bin ich nur sehr selten kulant, obwohl es immer auf den Einzelfall ankommt. Einmal kam eine Mutter aus der Krippe knapp zu spät. Sie war voll von Erbrochenem und erklärte, wenn das nicht passiert wäre, hätte sie es geschafft. In dieser Situation konnte ich tolerant sein. Grund-



«Wir haben keinen Erfolgsdruck»: Politesse Sadriu.

sätzlich behandle ich aber alle gleich, egal, ob Mann, Frau, jung, alt, gutaussehend und so weiter.

## Jeder kennt das Gesetz

Wenn die Uhr abgelaufen ist, unterscheide ich nicht, ob jemand elf oder zwanzig Minuten zu spät kommt. Übertretung ist Übertretung. Wenn jemand bezahlt hat, aber nur fünf Minuten zu spät ist, dann sage ich mir: «Okay, meine oder seine Uhr könnte falsch laufen.» Wenn aber jemand gar nicht bezahlt hat oder im Halteverbot steht, geht das nicht.

Mitleid habe ich nie, wenn ich büsse, das klingt vielleicht hart. Aber: Jeder kennt das Gesetz und weiss, wie lange er wo parkieren darf. Wer nicht bezahlt, muss damit rechnen, dass ich ihn aufschreibe. Wenn ich anfangs, Mitleid zu haben, wäre ich im falschen Beruf. Manche finden das streng, ich sehe das als meine Arbeit.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Schwarz

**Kundin:** He, Sie! Da ist jemand mit schwarzen Kleidern im Laden!

**Verkäufer:** Entschuldigen Sie, aber mit schwarzen Kleidern dürfen Sie hier nicht einkaufen.

**Jugendliche:** Wieso nicht?

**Verkäufer:** Es gibt jährlich über eine Million Suizide auf der Welt. Deshalb hat die WHO dem Suizid den Kampf angesagt und die Menschen aufgefordert, ihr Leben bunter zu gestalten. Der Bundesrat hat die Kantone angewiesen, das Tragen von bunten Kleidern zu fördern, worauf die Kantone schwarze Kleider verboten haben.

**Jugendliche:** Aber ich habe nur schwarze Kleider!

**Kundin:** Schwarz macht depressiv und gleichgültig.

**Jugendliche:** Mir doch egal.

**Verkäufer:** Es geht hier aber nicht um Sie! Andere Kunden könnten depressiv werden, wenn sie Sie in schwarzen Kleidern sehen.

**Jugendliche:** Dann sollen sie halt wegschauen.

**Kundin:** Aha! Bloss weil Sie keine bunten Kleider tragen wollen, müssen sich alle anderen anpassen. Sie nehmen den anderen die Freiheit, dorthin zu schauen, wo sie möchten.

**Jugendliche:** Und was ist mit meiner Freiheit, die Kleider zu tragen, die ich will?

**Verkäufer:** Ach kommen Sie! Auf eine einzige Farbe zu verzichten, ist doch kein grosser Eingriff in Ihre persönliche Freiheit.

**Jugendliche:** Schwarz entspricht halt meinem Lebensgefühl.

**Verkäufer:** Seien Sie doch nicht so rücksichtslos.

**Kundin:** Merken Sie nicht, wie egoistisch Sie sich damit verhalten?

**Jugendliche:** Ist es denn wissenschaftlich erwiesen, dass Menschen, die schwarze Kleider tragen, öfter Suizid begehen?

**Verkäufer:** Das liegt doch auf der Hand!

**Jugendliche:** Wieso? Schwarz macht schlank.

**Kundin:** Jetzt kommt sie auch noch mit Verschwörungstheorien!

Andreas Thiel

## Heiko Nieders Hits

**The Restaurant**, The Dolder Grand Hotel, Kurhausstrasse 65, 8032 Zürich. Tel. 044 456 60 00. Sonntag und Montag geschlossen. 19 Punkte «Gault Millau», zwei Sterne «Guide Michelin»

Gute Köche sind ein wenig wie erfolgreiche Popmusiker: Sie haben einen unverkennbaren Stil, sie haben Hits, die sie immer wieder spielen können. Aber gleichzeitig entwickeln sie sich mit jedem Album einen Schritt weiter, mal sind die Arrangements opulenter, dann wieder bekommt ihr Sound eine neue, noch ungehörte Facette.

Letzte Woche ass ich zum Auftakt des Menüs von Heiko Nieder ein luftiges Macaron, darauf lagen ein Mangogele sowie eine Sardellencreme, und gewürzt war die Kleinigkeit unter anderem mit Olivenöl und Piment d'Espelette:



ein Minigericht, Durchmesser vielleicht zwei Zentimeter, aber voller Anmut und Raffinement. Schon die Art, wie sich die einzelnen Aromen und Texturen am Gaumen entwickeln, hatte etwas von einem grossartigen Song. Die feine Fruchtnote als Intro, dann der salzige, jodige Moment wie ein unvergessliches Riff, und schliesslich, wie ein Schlussakkord mit Nachhall, die feine Schärfe des Chilis.

Heiko Nieder, der Küchenchef von «The Restaurant» im «Dolder Grand»-Hotel, wo ich seit

über elf Jahren regelmässig esse, ist ein Meister der Balance. Seine Gerichte, hat er einmal gesagt, seien auch für ihn selbst immer wieder Überraschungen. Wenn er etwa getauchte Jakobsmuscheln mit Kaviar, Pastinakensaft, Banane und Pata negra in einen sinnvollen Zusammenhang bringt oder Taschenkrebis mit der Süsse von Gänseleber und Mango sowie der Currywürze von Vadouvan ausgleicht.

Auch als Ganzes sind Nieders Menüs Meisterstücke der intelligenten Dramaturgie: Auf den Hit aus Kartoffeln, Spinat, Eigelbsauce und weissem Albatruffel folgt mit einem schmelzigen Tunfischbauch an einer Lauchvinaigrette mit Wasabi und Sesam ein in jeder Hinsicht kontrastierendes Gericht – ein typischer Nieder-Song gewissermassen, aber doch etwas, was ich noch nie bei ihm gegessen habe.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

## WEIN/PETER RÜEDI

### A star is born

**Château le Reysse Médoc 2016. 14,5%**  
Daniel Gazzar ([www.daniel-vins.ch](http://www.daniel-vins.ch))

Dies ist ein Jahr, in dem Liebhaber von Bordeaux-Weinen frohlocken und die Produzenten murren. 2019 war ein exzellenter Jahrgang und gleichzeitig eine Katastrophe hinsichtlich des in der alten Paraderegion üblichen Primeur-Geschäfts. Nicht nur war Covid-19 ein Schlag ins Kontor der Gastronomie (auch Wirte im oberen Segment, die noch glimpflich davongekommen sind, zögern angesichts der ungewissen Zukunft, in den Ausbau ihrer Keller zu investieren).

Der Wind bläst den verwöhnten Herrschaften beidseits der Gironde auch aus sozusagen globalen Gründen ins Gesicht. Trumps Strafzölle auf französische Agrarprodukte, der Brexit, der den wichtigen britischen Markt ins Wanken bringt, und der Einbruch des fernöstlichen, namentlich des chinesischen Geschäfts führten zu Preisreduktionen von bis zu 30 und mehr Prozent bei den Primeur-Editionen im Bordelais. Das freut allerdings, versteht



sich, vor allem jene Kundschaft, die sich aus den berühmten *caves* bedient, wo die Grands Crus ihrer Auslieferung entgegenreifen. Jene Subskribenten also, denen es in der Mehrzahl nicht so sehr darauf ankommt, ob sie für eine Flasche Château Montrose 130 oder 160 Franken aufwerfen.

Ich gehöre eher zu jenen, die sich zwar von Zeit zu Zeit einen Leuchtturm leisten, einen Latour zum Beispiel (ganz einfach, um mal wieder den eigenen Masstab zu justieren), die sich aber für gewöhnlich auf bescheidenerer Ebene umsehen, in Bordeaux bei den Crus Bourgeois oder in den peripheren Appellationen. Dabei bin ich wie jedermann und anders als bei den sicheren, allenthalben ausgelobten Werten auf Tipps angewiesen, nicht zuletzt auf diejenigen ver-

lässlicher, mir vertrauter Weinhändler. Ein solcher ist ein Médoc von einem kleinen Familienbetrieb von 4,5 Hektar Rebfläche namens Château Le Reysse, dessen 2016er Daniel Gazzar für unter zwanzig Franken anbietet. Er ist das, was man nicht nur seines Preises wegen eine Trouvaille nennen muss. Le Reysse, im nördlichen Teil des Médoc auf Gironde-Kiesel und Lehmuntergrund gelegen, wurde 2010 vom Kölner Agraringenieur Stefan Paeffgen übernommen. Und schon vom Wein jenes Jahres meinte René Gabriel: «Aufgepasst: Hier kommt ein möglicher neuer Star in die Flasche, im Norden des Médoc.» Seither ist die Qualität eher noch gewachsen.

Der 2016er ist ein sehr voller, vielschichtiger, in den Tanninen feinetunter, toller Cabernet-Merlot-Verchnitt, dessen Holz (zwanzig Monate in neuen Barriques!) die tiefe Frucht (Kirschen, Pflaumen) und die entzückende Frische bis auf einen Hauch Vanille und Tabak keineswegs dominiert. Es wird sich im Lauf der Jahre noch weiter ins jetzt schon harmonische Gesamtbild integrieren. Ein Wurf!



# Vals er Kurven

Wer mit einem E-Fahrzeug sportlich eine Passstrasse durchfahren will, wird sein Glück in einem Porsche Taycan Turbo finden.



Unlängst fuhr ich nach Vals in dieses ebenso malerische wie sonderbare Bergdorf mit Kühen, einem weltberühmten Thermalbad und dem «7132 Hotel», das ich als meditativen Ort des Rückzugs empfehlen kann. Aber zunächst war mir eher nach Adrenalin denn nach Meditation; Ortskundige wissen, dass die Strasse hinauf nach Vals streckenweise eine Herausforderung ist. Auf weite Bögen im unteren Teil folgen weiter oben enge, spitze Kehren, und die Fahrer der grünen Vals er Wasser-Lastwagen lassen keinen Zweifel daran, wer der König dieser Landstrasse ist.

Ich sass am Steuer eines Porsche Taycan Turbo, und das war ein wenig so, als würden die Grenzen der Physik verwischt. Der Taycan ist das erste vollelektrische Fahrzeug von Porsche und leistet schier irrwitzige 680 PS, die den Wagen bei Bedarf in 3,2 Sekunden aus dem Stand auf 100 km/h katapultieren, wenn man die sogenannte Launch Control aktiviert. Allerdings ist Kraft sinnlos ohne Kontrolle, und da ist der Taycan Turbo ein echter Porsche. Die unmittelbare Vehemenz, mit der also diese Kraft auf die Strasse übertragen wird, erinnert bisweilen eher an ein Videospiele wie «Asphalt» als an ein Auto von fünf Metern Länge und 2305 Kilogramm Leergewicht.

Kurven durchfährt der Taycan Turbo mit einer unerschütterlichen Präzision. Und ist am Ende des Bogens Platz genug, um zu beschleunigen, geschieht dies so unmittelbar, wie es eben nur mit Elektromotoren möglich ist. Aus Palo Alto, Kalifornien, dem Hauptsitz von Tesla, erreichen uns ja in unregelmässigen

Abständen Nachrichten über fantastische Beschleunigungswerte dieser amerikanischen Elektroautos. Nur ist Beschleunigung kein abstrakter Wert, der bloss einmal auf einer freien, geraden Strecke ermittelt wird. Wer sportlich eine Passstrasse fahren will, braucht den unmittelbaren Anzug immer wieder, und hierbei ist auf den Taycan Turbo unbedingt Verlass.

Bei der Entwicklung der sportlichen Elektrolimousine hat man bei Porsche darauf bewusst geachtet. Ein 800-Volt-Bordnetz sorgt nicht nur für schnellere Ladezeiten, sondern auch dafür, dass der Taycan mindestens zehnmals hintereinander von 0 auf 200 km/h beschleunigen können soll – ohne Leistungseinbussen selbstverständlich. Als ich das zum ersten Mal gelesen hatte, klang das eher nach «Mein Vater ist stärker als deiner» denn nach einer alltagsrelevanten Grösse. Erst auf dieser Strasse nach Vals wurde mir klar, was das Ziel der Ingenieure aus Stuttgart gewesen sein muss.

Auch so gesehen, ist der Taycan Turbo ein echter Porsche: eine Art Supersportwagen mit Elektroantrieb für jeden Tag, der schnell lädt und je nach Gefühlslage sehr schnell oder einfach sehr bequem fahren kann.

#### Porsche Taycan Turbo

Motor/Antrieb: zwei Elektromotoren Vorder-/Hinterachse, Eingangsgewriebe Vorderachse, Zweiganggetriebe Hinterachse, elektrischer Allradantrieb; Leistung: 680 PS/500 kW (Overboost); max. Drehmoment: 850 Nm; Performance-Batterie plus: 93,4 kWh; Reichweite (WLTP): 383–452 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 260 km/h; Preis: ab Fr. 185 000.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Entfaltung bei Regen

Taschenschirm Knirps.  
Für Fr. 29.90 bis 79.– im Handel

Der Knirps ist die wahrscheinlich praktischste Erfindung, seit es Regenschirme gibt. Nur schon die reibungslose Mechanik beim Öffnen und Schliessen empfindet manch einer als Ereignis.

Eigentlich sollte man diesem kleinen technischen Wunder höchste Sorge tragen. Doch wie schnell sind die Winzlinge verloren, vergessen – oder verbogen, wenn der Wind von der falschen Seite weht. Dem Hersteller kann das durchaus recht sein. So steigen seine Umsätze.

Erfunden hat den teleskopischen Regenschirm, der bei wechselbarem Herbstwetter an Beliebtheit noch gewinnt, der deutsche Hans Haupt. 1928 begann ihn die Firma Bremshey & Co. unter dem Namen Knirps zu vermarkten.

Heute ist Knirps eine eigenständige Firma, die ihr berühmtes Produkt weltweit vertreibt respektive Lizenzen vergibt. In der Schweiz werden die Schirme bei der Firma Stotz AG produziert. Dank seiner Wertigkeit spürt man sofort, ob man einen Knirps, der aus bis zu 300 Einzelteilen besteht, oder einen anderen faltbaren Taschenschirm in der Hand hält. Der kleinste Knirps, der X1, kam 2004 in den Handel.

Im Fundbüro der Stadtzürcher Verkehrsbetriebe VBZ werden übrigens an einem regnerischen Tag immerhin zwischen zehn und dreissig Schirme abgegeben.

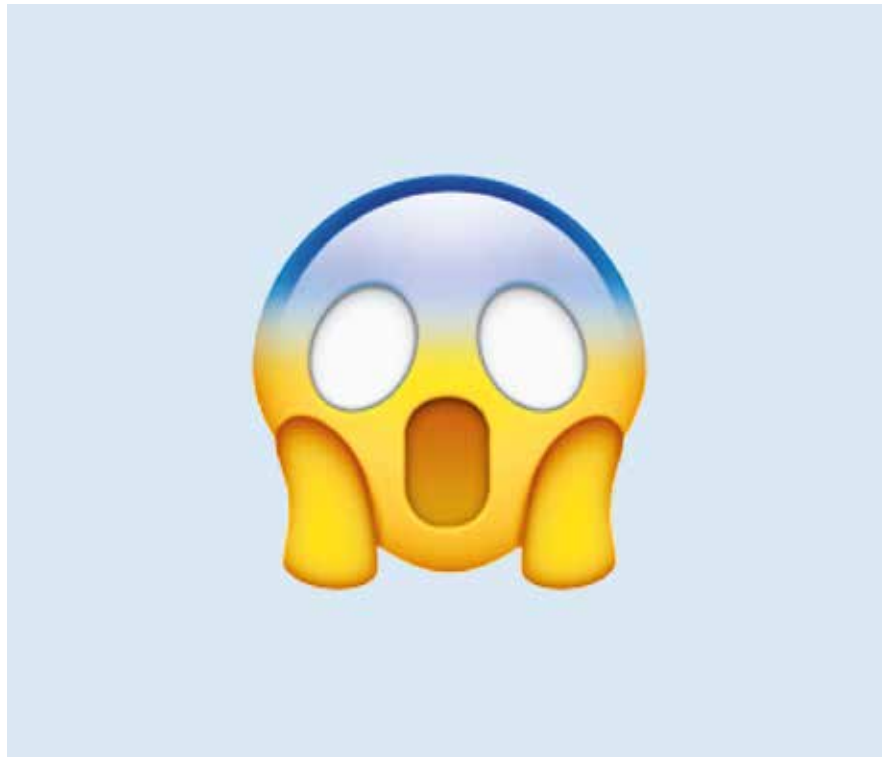
Vielleicht befindet sich auch Ihr Knirps darunter, den Sie gestern liegenliessen.

*Benjamin Bögli*

# Symbol des Neuen

Jedes Bild, das eine hohe Bekanntheit erreicht und emblematisch wird für ein Ereignis oder neuer, für eine Emotion, nimmt immer Rückgriff auf ein Vorgängerbild. Eine Gemäldeserie hat als Vorlage für eines der populärsten Zeichen eine beispiellose Karriere abseits der Kunst hingelegt. Es wurde so oft vervielfältigt wie kein Bild des Meisters der Reproduktion schlechthin, Andy Warhol. Als Emoji hat es sich vollständig von seinem Original befreit. Die Rede ist von Edvard Munchs «Der Schrei», in der Welt der Emojis «face screaming in fear» genannt. Es ist die komprimierteste Form, um Entsetzen auszudrücken, und es bedarf keiner Abwägung, um den Inhalt dieses Zeichens universell korrekt zu deuten. Nicht, dass das Werk gerade vor diesem Hintergrund 125 Jahre später als Wegmarke des Expressionismus gesehen werden kann, macht seine Qualität aus. Seine Kraft liegt im Erkennen der Sinnhaftigkeit des Neuen. Denn nichts ist so sicher, als dass sich die Welt und die Art, wie wir kommunizieren, permanent verändern.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Das Emoji hat sich vollständig von seinem berühmten Original befreit.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich war entsetzt nach dem letzten Abstimmungswochenende. Eine Mehrheit will mehr Ferien, und um ein Haar wäre der Kampfjet abgestürzt. Ich bin noch aufgewachsen mit dem Grundsatz «Vo nüüt chunnt nüüt». Man kann nicht einfach gratis auf Kosten anderer leben. Auch scheinen nicht mehr so viele Schweizer an den Sinn einer Armee zu glauben. Wie interpretieren Sie diese Ergebnisse? Sind das Modeerscheinungen? Oder werden die Schweizer «schweizmüde»? H. B., Bern*

Also die Mehrheit findet, weil ein Mann Vater wird, soll er seine Freizeit nicht einschränken, sondern alle anderen, die arbeiten, sollen ihm zwei zusätzliche Ferienwochen bezahlen. Heute gilt gleichsam: Nehmen ist seliger als geben. Das schwache Ja zu unserer Luftverteidigung zeigt, wie viele Menschen nicht mehr wissen, dass



Kriegsgefahr eine Dauererscheinung ist. Sie kennen die Geschichte nicht und damit auch nicht den Lauf der Dinge. Aber auch hier gilt: Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen – oder eben als viele friedliche Jahre! Das macht dekadent.

Sind das Modeerscheinungen? Ich hoffe, dass es nur Modeerscheinungen sind. Ich bin aber überzeugt, es werden schwierigere Zeiten kommen, vor allem auch wirtschaftlich. Und das führt in der Regel bei allen Wider-

wärtigkeiten zu mehr Vernunft und zu einer realistischeren Lebensauffassung. Und insofern sind zumindest im Augenblick viele Schweizer «schweizmüde» und rennen irgendeinem fragwürdigen utopischen Modell nach, das nicht auf einer realistischen Vorstellung vom Leben basiert.

Abwarten lohnt sich, schlussendlich wird es gut kommen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



# Sonja Dinner

Die Basler Philanthropin unterhält weltweit 145 Hilfsprojekte. In der Schweiz unterstützt sie nun Leute, die durch Corona in Not geraten sind.

Bei Sonja Dinner herrscht in der Regel Hochbetrieb. Die 58-jährige Baslerin ist eine leidenschaftliche Reiterin und eine liebevolle Hundebesitzerin. Sie pendelt zwischen ihren Wohnorten bei Kassel in Norddeutschland und Rudolfstetten AG. Seit dem Verkauf ihrer IT-Firma hat sie es sich zum Lebensinhalt gemacht, den Armen und Bedürftigen zu helfen. Entsprechend ist das Restaurant ihrer Wahl gleich um die Ecke ihres Geschäftssitzes: das «Ristorante Molino» an der Obstgartenstrasse in Affoltern am Albis.

Dinner schätzt bodenständiges Essen und ein gutes Glas Wein. Heute ist dafür aber keine Zeit: Menü 1 (Vollkornspaghetti an einer Rahmsauce mit einem grünen Salat) sowie eine Cola Zero müssen reichen. Dafür bleibt mehr Raum, um über ihr neustes Projekt zu sprechen. «Wir leben in der Schweiz in einem Paradies, aber die Corona-Krise trifft uns und unsere Kinder alle in irgendeiner Form.» Dinners Stimme ist voller Kampfgeist. Eigentlich wollte sie es künftig gelassener angehen, aber die kommende Not schätzt sie als so gross ein, dass sie ihre privaten Pläne fallliess und für die neue Stiftung «The Dear Foundation – Solidarité Suisse» wieder fünfzig bis sechzig Stunden pro Woche arbeitet.

## «Viele haben es noch nicht realisiert»

Auch sonst ist Dinner an vielen Fronten gefordert. Ihre 2006 gegründete Stiftung leitet und unterstützt etwa 145 Projekte in der «armen Welt». Doch Corona stellt alles auf den Kopf – auch in der Schweiz: «Wir müssen solidarisch sein – auch mit den eigenen Landsleuten –, gerade weil Armut in der Schweiz ein Tabuthema ist und sich viele Bedürftige schämen, Hilfe zu beantragen.» Die Pandemie hat diese Realität aber sichtbar gemacht: Menschen, die um ihre Existenz bangen, jeden Franken zweimal umdrehen und für einen Sack Lebensmittel

Schlange stehen. «Während des Shutdowns sind hier Dinge geschehen, die wir nicht für möglich gehalten hätten. Aus dem vermeintlich permanenten Aufschwung ist bei vielen Menschen der jähe Absturz geworden, und viele haben es noch gar nicht realisiert.»

Da mag Sonja Dinner nicht tatenlos zuschauen. Sie schuf die erste Schweizer Plattform, die speziell jenen Menschen helfen soll,



*Kampfgeist:* Stiftungsründerin Dinner.

die durch die Pandemie unvorbereitet und unverschuldet in eine wirtschaftliche Situation geraten sind, aus der sie selber kaum mehr rauskommen. Von der Krise am härtesten getroffen sind jene, die bereits vorher ein hartes Leben hatten.

Normalerweise sammelt Dinner nicht proaktiv Geld: «Wir finanzieren unsere weltweiten humanitären Programme mit unserem eige-

nen Stiftungsvermögen.» Nun aber geht sie in die Offensive und fordert möglichst alle Menschen in der Schweiz zum Spenden für die Notleidenden der Corona-Krise auf. Dabei richtet sie sich an zwei Klassen: «die Superwohlhabenden, die mit grossen Beträgen helfen können. Und die Normalverdiener, die ihre Solidarität mit einer Spende nach ihren individuellen Möglichkeiten ausdrücken wollen».

Dinner bürgt persönlich dafür, dass das Geld in der Schweiz bleibt und dass es jene erreicht, die es brauchen.

## Zum Beispiel Lehrstellen

Um möglichst kosteneffizient arbeiten zu können, werden etwa die Bedürfnisse der einzelnen Branchen direkt mit den Berufsverbänden definiert und die Unternehmen beziehungsweise Interessensgruppen benannt, die für Unterstützungszahlungen in Frage kommen. Dabei ist die Hilfe auf allen Stufen an Bedingungen geknüpft, damit Solidarität auch von den Begünstigten geleistet werden kann. Dinner erklärt: «Im Vordergrund steht immer die Nachhaltigkeit. Ein Unternehmen, das von uns Geld erhält, muss beispielsweise Lehrstellen schaffen. Die Lehrlinge, die dadurch eine Stelle erhalten, müssen einen halben Tag pro Monat Sozialdienst leisten.»

Dinner, die in St. Petersburg auch schon mal mit Strassenkindern bei eisiger Kälte draussen übernachtet hat, bestellt sich nochmals eine Cola. Bevor sie sich zurück an die Arbeit verabschiedet, formuliert sie ihr Ziel für die nächsten

Wochen und Monate in einem knappen Satz: «Ich will, dass eine Welle der Solidarität durchs Land brandet, wie wir sie seit siebzig Jahren nicht mehr gesehen haben.»

Dinner spricht mit Empathie und Enthusiasmus. Und wer das Vergnügen hat, mit ihr am selben Tisch zu essen, ist sich fast sicher: Die Frau wird das schaffen.

*Thomas Renggli*

# Mister Intercontinental

Max Loong ist einer der wenigen Schweizer im Showgeschäft mit globaler Ausstrahlung. Er hat Unternehmen in Südostasien und Zürich. In Los Angeles, wo er wohnt, hegt er einen neuen Traum.

Benjamin Bögli

Irgendwo tauchte Max Loong immer auf. Schaltete man in den vergangenen Jahren ein Fernsehgerät an, lächelte er einem vielleicht in der asiatischen Soap «Lion Moms» entgegen oder als Conférencier einer Schweizer Casting-Show, möglicherweise auch auf Fox Sports Asia von einer Formel-1-Strecke. Einmal war er sogar auf einem *Men's Health*-Cover. 20 Minuten berichtete damals, 2012, schlüpfrig darüber, weil auf derselben Frontseite auch etwas von «Orgasmus upgraden» vermerkt war, was aber nichts mit Loong zu tun hatte. Sein tatsächliches Liebesleben sorgte dennoch immer wieder für gute Geschichten, auch weil es sich bei seinen Freundinnen um prominente Damen handelte: Einmal war er mit der Nichte des Sultans von Brunei liiert, ein andermal zeigte er sich mit der chinesischen Popsängerin Elva Hsiao.

Der Moderator, Schauspieler und Unternehmer hat sein berufliches Netz weit in die Welt hinausgesponnen: von Zürich nach Kalifornien und von dort nach Südostasien. So wäre es auch möglich, dass man dem wirblichen Zürcher auf Bali über den Weg läuft, wo er seit 2015 das kleine, aber feine Ferienresort «Hidden Hills Villas» betreibt.

## Umgeben von Prominenten

Aufmerksamen Netflix-Abonnenten dürfte nicht entgangen sein, dass Max Loong jüngst in der Reality-Hit-Serie «Selling Sunset», die dem Innenleben der erfolgreichen amerikanischen Immobilienvermittlungsfirma Oppenheim Group nachgeht, als potenzieller Käufer von Millionen-Villen in Los Angeles auftritt.

Hat es der Mann, der eben noch im Schweizer Fernsehen «The Voice of Switzerland» moderierte, zum Multimillionär in Hollywood gebracht?, fragt man sich verblüfft. Möglich wäre es ja. Loong ist ein agiler, intelligenter Typ, ehrgeizig, der auf der «Music Star»-Bühne vor ein paar Jahren selbst mit vierzig Grad Fieber noch so frisch und aufgeräumt wirkte, als habe er gerade eine Woche Wellness hinter sich. Er ist ein Strahlemann amerikanischen Vorbilds, wie man ihn in der Schweiz selten sieht. Seine zuvorkommende Art und die auffallend korrek-



«Method-Acting ist nicht so mein Ding»: Moderator und Schauspieler Loong.

ten Umgangsformen sind da schon typischer für seine Herkunft: Der Vater war Malaysier und die Mutter Schweizerin. «Respektiere dein Umfeld, die Natur und dich selber», sei etwas vom Wichtigsten gewesen, was ihm sein Vater mit auf den Weg gegeben habe.

Wir unterhalten uns mit dem Vierzigjährigen, dem alles ein bisschen leichterzufallen scheint, per Skype. Loong sitzt am Arbeitstisch seines Hauses in Los Angeles, wo er mit seiner Frau Sepideh und den beiden kleinen Söhnen, Ryden, 3, und Kayden, 1, wohnt. «Für amerikanische Ver-



hältnisse haben wir ein Häuschen, aus Schweizer Sicht ein Haus und für Singapur eine Villa», sagt er lachend. Seit anderthalb Jahren seien sie aber tatsächlich auf der Suche nach einem neuen Zuhause. Ob sie sich ein Anwesen in der Preisklasse von «Selling Sunset» leisten könnten, lässt der stets auf Bescheidenheit bedachte Loong offen. Die Auftritte in der Netflix-Serie seien zustande gekommen, weil er mit einem der Oppenheim-Zwillinge, Brett, befreundet sei.

### Futterneid in Asien

Loong hat einen ausgesprochen grossen Bekanntenkreis. Er moderierte Hunderte von hochkarätigen Anlässen im In- und Ausland. In der Schweizer Showszene, wo er als Zwanzigjähriger nach dem Wirtschaftsgymnasium beim damaligen Musiksender Swizz, später Viva Schweiz, begann, gibt es kaum jemanden, dem er noch nicht begegnet ist. Er war Moderator von «Music Star» im Schweizer Fernsehen und spielte in Kinofilmen («Breakout», «Who Killed Johnny», «Snow White»).

In Amerika bewegt er sich in einem Umfeld, in dem sich die Prominenten die Klinke in die Hand geben. Von 2010 bis 2014 war er Mitbesitzer des Restaurants «Supperclub» am Hollywood Boulevard – Popstar Katy Perry kam zur Eröffnung. Seine Frau, eine Amerikanerin aus San Francisco mit iranischen Wurzeln – sie war einmal Miss Iran International –, arbeitete früher als Assistentin für Richard Lovett, den Präsidenten der grössten amerikanischen Schauspieler-Agentur, Creative Artists Agency (CAA), und ist heute Filmproduzentin.

Loong sagt, er habe durch seine Arbeit schon die verschiedensten Superstars getroffen, wirklich gut kenne er aber die wenigsten. Was den Glamour betreffe, sei sein Leben verhältnismässig unspektakulär. «Mein privates Umfeld

*«Ich versuche jeweils, ein Stück von dieser Lockerheit in die Schweiz zu importieren.»*

besteht grösstenteils aus ganz normalen Leuten.» Es gebe natürlich Ausnahmen. Er nennt den malaysisch-britischen Filmstar Henry Golding («Crazy Rich Asians», «The Gentlemen») einen guten Freund. Los Angeles sei wegen der Familie seit sieben Jahren seine *home base*. Beruflich hat er aber vorderhand meistens in der Schweiz als Mitinhaber der unabhängigen TV-Produktionsgesellschaft Mediafish, die grosse Sendungen wie «Darf ich bitten?» auf den Bildschirm bringt, oder in Südostasien zu tun.

Max Loong und Asien, wo er für das Fernsehen und in der Hotellerie tätig ist, haben es in sich. Er kam in Malaysia zur Welt, sein Vater war Autorennfahrer – später besuchte er in der Schweiz die Hotelfachschule –, seine Mutter arbeitete beim Auktionshaus Christie's. Als er

dreijährig war, zog die Familie nach Zürich, wo er eine schöne Kindheit verbrachte. Sein asiatisches Aussehen sei sicher kein Nachteil gewesen. Anders bei seinem Vater, der es schwierig hatte, als er 1982 in die Schweiz kam. «Er war ein völliger Exot. Damals gab es in der Schweiz weit und breit keine Asiaten. Man nannte ihn unter anderem «China Town», erinnert sich Loong. Er selber merkte in der Schule zwar, dass er anders war, «aber zu 85 Prozent war es positiv, ein *mix* zu sein», sagt er. Rassismus habe er nie empfunden.

Nach seinem Erfolg als Moderator bei Viva Schweiz bildete er sich an der Lee-Strasberg-



«Mein Typ war gefragt»: Loong mit Kindern und Gattin Sepideh.

Schule in Los Angeles zum Schauspieler aus. Dort wird das berühmte Method-Acting gelehrt, eine Praktik, die psychoanalytische Züge à la Freud trägt. «Method-Acting ist nicht so mein Ding, aber es hat mich trotzdem weitergebracht», resümiert Loong. 2006 zog er nach Singapur. Er wollte seine asiatischen Wurzeln erkunden und in der dortigen Unterhaltungswelt ebenfalls Fuss fassen. Überrascht stellte der damals 26-Jährige fest, dass sein halbasiatischer Look nun plötzlich eine grosse Rolle spielte. «Hier war ich viel mehr der *foreigner*, der Fremde, als in der Schweiz. Ich erlebte Mobbing, Rassismus, und mir schlug in der Showszene Neid entgegen.»

Nicht nur, weil er bei den Frauen besser ankam. Die Missgunst der Einheimischen hatte vor allem damit zu tun, dass sein Aussehen in Singapur für die Karriere ein Vorteil war: «In der Werbung und im Fernsehen war mein Typ gefragt, weil grosse Marken wie Coca-Cola oder TV-Sender mit *mixed people* ein grösseres Publikum im gesamten asiatischen Markt erreichen konnten», erklärt er.

Geduld brauchte es trotzdem. Über «drei Ecken» habe er es geschafft, einen Vorstellungstermin bei MTV Asia zu kriegen. Erst nach rund sechs Monaten – Loong hatte die Hoffnung schon

fast aufgegeben – rief MTV zurück. Sie boten ihm gleich eine eigene Show an: «MTV Mobbed». Diese Ausgangslage führte zu verschiedenen Engagements auch als Schauspieler in den Comedy-Serien «After Hours», «First Class», «Lion Moms» und zu Moderationsjobs. Zum Beispiel berichtete Loong zwischen 2016 und 2019 als Streckenreporter für Fox Sports Asia – wie Kai Ebel bei RTL – vom Formel-1-GP von Singapur. Hier konnte er die vom Vater geerbte Leidenschaft für Autorennen voll ausleben. Wenn Loong vom Motorsport erzählt, gleitet sein ohnehin schon optimistischer Tonfall ins Schwärmerische.

### Menschlicheres Amerika

Die Bedingungen in Asien seien mit denen in der Schweiz oder in Amerika nicht zu vergleichen, sagt Loong. Weil arbeitsrechtlich wenig geregelt sei und man in Singapur dem asiatischen Entertainment-Epizentrum Hongkong nacheifere, herrsche bei Dreharbeiten ein bedeutend raueres Klima. «Es wird rumgeschrien, Tränen fliessen, und die Arbeitszeiten sind viel länger.» Ruhetage gibt es nicht. In Singapur habe er manchmal dreissig Tage am Stück vierzehn bis sechzehn Stunden täglich gearbeitet, und man verdiene weniger. In der Schweiz seien die Verhältnisse vergleichsweise paradiesisch, und auch in den USA gehe es menschlicher zu und her.

Loong unterstützt die umstrittenen neuen Oscar-Regeln, gemäss denen nur noch Werke mit einem klar definierten *diversity*-Profil für die Kategorie «Bester Film» zugelassen werden. «Ich habe aus erster Hand miterlebt, wie man als *mixed-race* oder als «andere Rasse» viel weniger bis fast keine Chancen hat in Hollywood. Dies hätte sich schon lange ändern sollen und muss sich sofort ändern.»

Amerika bleibt für ihn punkto Unterhaltung unerreicht. «In Los Angeles treffen sich die Branchenbesten aus der ganzen Welt und arbeiten zusammen.» Das wirke sich unweigerlich auf die Qualität der Produktionen aus. Bei «Selling Sunset» hat er das gerade hautnah miterlebt. Einen so hohen technischen und personellen Aufwand für eine Serie war auch für ihn neu. Das Resultat sei entsprechend grossartig. Immer wieder von neuem fasziniert Loong die Gabe der Amerikaner, ganz natürlich vor der Kamera oder auf einer Bühne aufzutreten. «Ich versuche jeweils, ein Stück von dieser Lockerheit in die Schweiz zu importieren.» Jüngst tat er das am Zurich Film Festival, wo er als Moderator – mühelos zweisprachig – durch Galas führte.

Loongs Leben dürfte bald um noch eine Facette reicher werden. Derzeit lässt er sich in den USA zum Weinspezialisten ausbilden. In Kalifornien sucht er nämlich nicht nur ein neues Haus für seine Familie, sondern auch ein Anwesen, wo er sich seinen neuen Traum, den Betrieb eines Boutique-Hotels mit Rebberg, erfüllen will.

# Zeig her deine Cellulite

Seine Unvollkommenheit im Netz zu präsentieren, soll angeblich stärkend sein.



Zum Zeitgeist gehört, dass man die Welt nicht nur über die Dinge informiert, die einem sehr zusetzen, sondern auch über jene, die bei einem nicht stimmen. Die sozialen Medien sind für viele ein Ort geworden, wo man seine Imperfektionen ausstellt. Gerade junge und weibliche User werden von den *leading ladies* des Film- und Pop-Olymps dazu ermuntert.

Die Glamour-Königinnen zeigen oder erzählen uns auf Instagram täglich von ihren kleinen Unvollkommenheiten. Schauspielerinnen Hilary Duff präsentiert ihre Dehnungsstreifen am Po. Hollywoodstar Salma Hayek postet Fotos ihrer weissen Haare. Die britische Moderatorin Jameela Jamil spricht über ihre psychischen Probleme. Popsängerin Selena Gomez veröffentlicht Fotos einer Narbe, die sie von einer Nierentransplantation hat: «Ich habe Vertrauen in mich selbst, ich weiss, wer ich bin und was ich durchgemacht habe.» Andere Superstars führen Akne, Cellulite, Fettröllchen an der Hüfte vor. Mit den «empowernden» Botschaften möchten sie ihre Mitmenschen ermuntern, sich so zu akzeptieren, wie sie sind.

An den Tagen, an denen die Superstars keine Fotos ihrer Imperfektionen posten, lassen sie uns teilhaben an ihrem wirklichen Leben und stellen in einem Bilder-Tsunami ihr körperlich-geistiges Wohlbefinden zur Schau: Millionen-Villa in Malibu, Ferienhaus in den Hamptons, Yoga mit dem Personal Coach, Spa-Tag vor dem TV-Auftritt, Luxushandtasche vom Sponsor. Sie räkeln sich mit ihrem perfekten Körper auf dem perfekt getrimmten Rasen am perfekten Pool oder im Traumurlaub auf Hawaii und sehen auf jedem einzelnen Foto aus wie Aphrodite höchstpersönlich.

Ich finde das alles unterhaltsam und nett anzusehen. Ich würde es wohl genauso machen. Und gewiss ist die Botschaft, sich mit seinen «Mankos» zu akzeptieren, eine sinnvolle. Mir

fallen aber zwei Punkte auf. Zum einen fördert die Ermunterung, seine Imperfektionen im Netz zu präsentieren, eine Erwartungshaltung. Wenn man seine Schwachstellen entblösst, sollte man auch die gebührende Aufmerksamkeit und Empathie erhalten – so schreibt es zumindest die Hoffnung vor. Es unterstützt die Denkweise, dass die Welt auf die eigenen Probleme und Unsicherheiten einzugehen hat. In der Alltagsrealität aber, wo einen keine Likes begleiten, funktioniert es anders. Jeder trägt seinen eigenen Rucksack. Hürden bewältigt man am ehesten, wenn man sich nicht auf die Reaktionen anderer Leute verlässt, sondern sie eigenständig zu meistern versucht.

Zum anderen bezweifle ich, dass das Posten eines imperfekten Fotos unter Tausenden Glamour-Bildern eine «empowernde» Wirkung auf die durchschnittliche Fünfzehn- oder Zwanzigjährige hat (Jungs miteingeschlossen). Von ihren Idolen ermuntert, ahmen viele diese Offenbarung ihrer Unsicherheiten nach und veröffentlichen im Internet Fotos von Übergewicht und Akne, um sie mit einer mehrheitlich anonymen Masse zu teilen. Kurzfristig erhalten die User dafür zwar viele Likes, Anteilnahme und Bestätigung; gerade für eine junge Seele mag das überwältigend sein. Das Gefährliche scheint mir aber, dass der Gemütszustand von ebendiesen Likes abhängt, sich das Erfolgsgefühl aus einer kollektiven, äusserlichen Bestätigung speist. Und wenn sie einmal nicht kommt? Die Aufmerksamkeit ausbleibt? Oder die falsche Reaktion eintritt?

Vielen ist zu wenig (oder nicht) bewusst, dass die Berühmtheiten, deren Leben kaum etwas mit unserer Realität gemein haben, eine komplett andere Motivation haben, sich auf diesen Plattformen zu präsentieren. Die sozialen Medien sind für sie ein Geschäftsmodell – dessen Zweck weni-

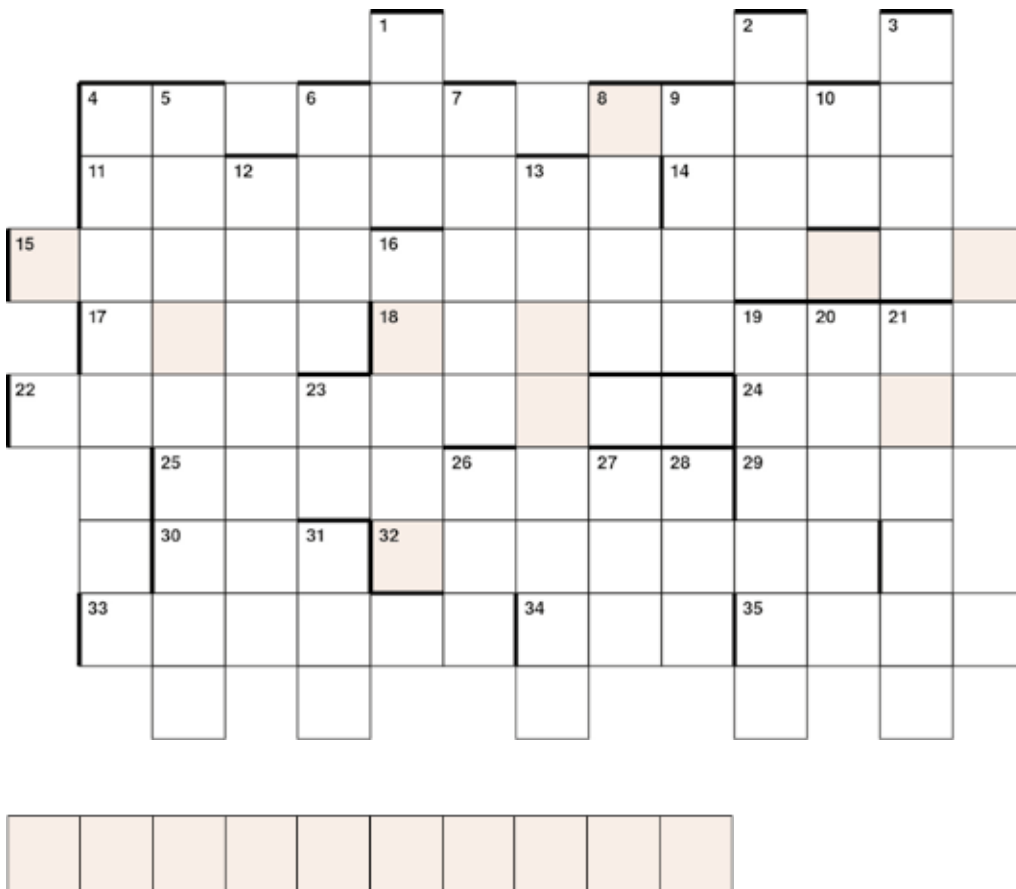
ger «Empowerment» der Menschheit ist als vielmehr Werbung in eigener Sache. Für den nächsten Film, das neue Album, eine Erinnerung ans Publikum, wie attraktiv oder moralisch einwandfrei man ist, oder einfach, um im Gespräch zu bleiben; kein Bild wird da ohne Grund gepostet.

Nebst der Tatsache, dass sich mentale Stärke von innen und nicht durch irgendwelche Star-Botschaften entwickelt, sind sie auch noch so hübsch in «Empowerment»-Papier verpackt, ist das Internet grundsätzlich ein Ort, der viele jüngere Menschen unzufrieden mit sich selbst macht. In einem Bericht über den Einfluss von Social Media auf Jugendliche, den die Royal Society for Public Health (RSPH) 2017 veröffentlichte, warnten Experten davor, dass die sozialen Medien depressive Gefühle verstärken können; vor allem weil sie auf «verschiedenen Ebenen ein unrealistisches Bild der Wirklichkeit» zeichnen. Jeder zeige sich und sein Leben von der besten Seite, was den Druck auf Jugendliche erhöhe. Angesichts der Scheinwelt fühlen sie sich dann minderwertig und ungenügend.

Die sozialen Medien sind ein raues Pflaster. Gerade Eltern sind gefragt, den Kids von früh auf deren Mechanismen ungeschönt näherzubringen und zu vermitteln, dass vieles nicht der Realität entspricht und Likes und Bestätigung im Internet wenig bis nichts bedeuten, willkürlich sind. Wer sein Gefühlsleben davon zu stark beeinflussen lässt, gibt den Absendern Macht über sich. Begreift man das, ist es auch nicht so tragisch, wenn die Aufmerksamkeit oder die Zustimmung ausbleibt. Und auch Dislikes und Kritik, von der im Internet kaum einer verschont bleibt, oder Beleidigungen sind viel weniger verletzend.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli





**Lösungswort** — Löst ein Billett fürs Velodrom.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Vom Hörensagen ein speditiver Speditivmitarbeiter, aber eigentlich flotte Flottenmitglieder. **11** Dem lyrisch leiernden Argonauten angetraute Eichen-nympe. **14** Ermöglicht Sprechern und Hörern am Hörer die Netznetznutzung. **15** Wird, selbst wenn man ihm nur anständige Witze erzählt, regelmässig am ganzen Körper rot. **17** Einer wie der Herr im Hause Kunterbunt. **18** Feuer frei für die Aufpeitscherei. **22** Überaus einseitige Ultralaien-Komposition. **24** Danach ringt, wer überstürzt ins kalte Wasser springt. **25** Der bringt das Zubrot auf den Tisch. **29** Iwan der Schreckliche war ein schrecklicher; Dimitri der Falsche jedoch ein richtiger. **30** Der «Guns N' Roses»-Rose. **32** Inhaltlich nicht falsch, aber wörtlich auch nicht korrekt. **33** Solche Fische lässt sogar die Polizei hin und wieder auf der Stelle wieder frei. **34** Wie, wenn why wieso. **35** Uralter Spalter aus der Landeshauptstadt von Schleswig-Holstein.

**Senkrecht** — **1** Was der Mathematiker notiert, wenn er mit seinem Latein ... ähm, Beweis am Ende ist. **2** Lampe! Weil invertiert ungeniert und umgekehrt bemerkenswert. **3** Der Froschkönig der Memes. **4** Für passionierte Streithähne gar kein Problem, wenn ihnen die guten Argumente ausgehen; denn dank sprachlicher Ungenauigkeiten lässt sich immerhin darüber streiten. **5** Dabei geht's um die Wurst beziehungsweise einen Blechbecher. **6** Denial ist bekanntlich kein river in Egypt, der hingegen schon. **7** Die Schwingschlinghafte aus dem Geschlecht der Julier. **8** Tutto klar und prima in Messina. **9** Ein unbekannter Flügobjekt. **10** Elementar: das schwerste Leichtmetall. **12** Automatische Reaktionen auf Reizkonstellationen. **13** Wird eingesammelt und eingetütet, dann abgeführt und abgepackelt. **16** Traditionell generationell zwischen aviae und filiae. **19** Griechisches Gurkenjoghurt mit Knoblauch, empfohlen von Duden. **20** Blockstock oder Schlossgeschoss. **21** Wie die Drängler, Zwängler und Senkelgänger. **23** So oder vor Ort das Örtchen. **26** Weder ab noch zu. **27** Wow! Ähnelt dem Geheule der Eule. **28** Netzlers FYI für nebenbei. **31** Remember the boy who cried wolf; denn wer's einmal tut, dem glaubt man nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 687



**Waagrecht** — **4** GEISTESBLITZE **10** VERSPACHTELN **14** DREI sind einer zu viel. **15** PHARAO **16** ULM **17** AES: lat. Erz, Kupfer, Geld **18** ESKAPIST **20** UNGESTUEM **23** LASER **24** (Pfeif)KESSEL **25** DIALOG **28** VERSENKUNG **29** IEU: franz. Spiel **30** [BARBIE]RE **31** LAB

**Senkrecht** — **1** PISE: franz. Pisa (Turmmetropole = Paris) **2** SECHS **3** ALEA iacta est: lat. der Würfel ist gefallen. **4** Die GEDANKEN sind frei (deutsches Volkslied). **5** ERREGER **6** SPIESSER **7** TAPETEN (wechsel) **8** SHAKE: als Mahlzeitersatz bei Formuladiäten **9** ZELTE **11** TRAM **12** LOIALIST **13** NUSSOEL **19** PLAGIAT **21** ESSAI **22** ULKIG: Ulknudel **25** DUE: ital. zwei **26** INRI: Steht für Iesus Nazarenus Rex Iudaeorum. **27** GUAM: Aussengebiet der USA

**Lösungswort** — **SCHNEESPUR**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

*jura*<sup>®</sup>

«Frisch  
gemahlen,  
nicht  
gekapselt.»

*Roger Federer*

**Roger Federer**  
Grösster Tennis-Champion  
aller Zeiten



Nur wer sich ständig weiterentwickelt, schafft es, an der Spitze zu bleiben. Das gilt für Tennis-Maestro Roger Federer genauso wie für Innovationsleader JURA. Deshalb wurde die erfolgreiche E8 komplett neu konzipiert und mit Technologien der Premium-Klasse auf ein neues Level gehoben. Dank des Professional Aroma Grinder gelangen 12,2% mehr Aroma in die Tasse. Die One-Touch Lungo-Funktion bereitet bekömmliche, verlängerte Spezialitäten zu. Für einen natürlichen Energiekick sorgt die Extra-Shot-Funktion. Hippe Trendgetränke wie Flat White oder Cappuccino zaubert die E8 in Perfektion in die Tasse und führt die anschliessende Milchsystem-Reinigung im Nu vollautomatisch durch. Lassen Sie sich jetzt von der besten E8 aller Zeiten begeistern. JURA – If you love coffee. [jura.com](http://jura.com)